

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 95

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Klaus Märkert Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von Karl-Heinz Gajewsky



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 95

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 95

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Cover-Fotografie: Claudia Both

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1570-7
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Gänseblümchen, totgetreten	7
Schizophren um zehn	15
Stella Alpha	23
Last Christmas	27
Fremde Wäsche	32
S.I.S.	39
Säbel im Rücken	44
Bonnie ohne Kleid	52
Catwoman im Wartezimmer	56
Warten auf Jill	63
Clockwork Red	72
Blaue Regenwürmer	78
Nature's Revenge	84
Das Schreiben und das Lesen 6	91
The Past	96
Kind sein – tot sein	97
Mysteriös 3	102
Kind sein III (1966)	107
Crazy thing called love (Auszug)	113
Siebzehn (Auszüge)	116
Zwanzig (Auszüge)	120
Tot sein III (2000)	128
Hartz sein (2005)	130
Sechs (Auszug)	131
Neun (Auszug)	134
Herbst sein III (Juli 2012)	136
Stimmen III	137
Herbst sein IV (2012) (Auszug)	138

Neunzehn (Auszüge)	139
Achtzehn	142
The Future	146
Nachwort	147
Kurzbiografie	148
Bibliografie	148
Textnachweise	149
Bildnachweise	150

Gänseblümchen, totgetreten

»Karlo Rakzak geht gar nicht«, sagte mein Verleger, »das klingt zu sehr nach Gebrauchtwagenhändler, und Sie wollen ja schließlich Bücher verkaufen. Also werden wir ihren Namen ändern müssen. Keine Sorge Herr Rakzak, unsere Marketingabteilung wird eine geeignete Lösung finden.« Zwei Tage später hieß ich Konstantin Rucksack, literarisch gesehen. »Konstantin Rucksack bedeutet de facto nur eine leichte Verschiebung. Das sind nur Nuancen, mein Lieber, mehr nicht. Der Klangkörper ihres Namens bleibt quasi identisch«, schwadronierte der Verleger bei einer Tasse Schokolade mit Doppelschuss: »Im Übrigen, Herr Rakzak, ihr Pseudonym als Buchautor korrespondiert optimal mit ihrem Schreibsound. Konstantin, ein Vorname, der wie kein anderer für das intellektuell Anspruchsvolle steht, für das Ding mit Niveau, wohingegen Rucksack ihre Texte erdet. Zusätzlicher Verkaufseffekt, Herr Rakzak, mit diesem Namen holen wir auch die Wanderfreunde mit ins Boot. Die Statistik sagt, wer wandert, trägt in aller Regel Rucksack und – für unsere Zwecke weit wichtiger – wer wandert, liest auch.«

Die Statistik trog nicht. Die Strategie ging auf. Was hatte ich für Erfolgstitel: *Wenn dein Herz klopft*, oder: *Wer klopft denn da*, und nicht zuletzt: *Wenn zwei Herzen um die Wette klopfen*. Das war die Klopfer-Trilogie. Trilogie, weil aller guten Dinge drei sind. Und meine Dinge waren gut. Verflucht gut. Und dabei so erfolgreich. Ein Kritiker bemerkte zu Recht: Mehr Herzschmerz gepaart mit Verstand geht nicht. Wer bei der Lektüre keine Träne lässt, der muss aus Stein sein.

Nun denn, der wahre Künstler ruht nicht auf seinem Lorbeer. Es treibt ihn weiter zu neuen Ufern. Und so arbeitete ich direkt im Anschluss an der Käsetrilogie. *Ich lieb dich mehr als deinen Käsekuchen*, hieß der erste Titel. Frei nach dem Slogan Liebe gehe durch den Magen verknüpfte ich

geschickt eine Lovestory mit Backrezepten. Eigentlich ein todsicheres Ding. Womit niemand gerechnet hatte: Der Titel floppte.

»Mein lieber Karlo Rakzak«, sagte der Verleger ein Jahr nach der Veröffentlichung bei einer Tasse Schokolade mit Schuss, »wir im Verlagshaus verstehen es ja alle nicht, offensichtlich haben Wanderfreunde zwar eine Vorliebe fürs Herzklopfen, aber keine solche für Käsekuchen. Was also können wir tun? Wir könnten erneut ihren Namen ändern und anschließend eine zweite Werbekampagne starten. Dabei muss allerdings bedacht werden, dass keinerlei zuverlässige Statistiken zur schlüssigen Beantwortung der Frage bekannt sind, ob denn zumindest der weniger wanderfreudige Leser Käsekuchen mag. Was wir jedoch zweifelsfrei wissen: Der Wandersmann von heute lacht gern. Also vergessen Sie Ihre Kombination aus Backrezepten und Liebesroman, und setzen Sie stattdessen auf den Spaßfaktor. Schreiben Sie das Ding um in eine spaßige Lovestory, oder machen Sie etwas komplett Neues, nur, schreiben Sie etwas Lustiges.«

Ich nickte. Was sollte ich sonst tun? Er war der Chef. Ich der Schreibknecht. Die Bücher waren mein Broterwerb. Also nickte ich und gehorchte. Begann schon tags darauf, zu recherchieren, worüber die Leute lachten. Der Durchschnitt der Leute, der ganz normale, wanderfreudige Durchschnittsmensch. Mir war klar, nur wenn ich den Durchschnittsmenschen mit meiner Schreibe zum Lachen brächte, würde das Buch die Chance zum Verkaufsschlager haben. Ich fand heraus, dass die Leute gern über das Unglück anderer Leute lachten. Schadenfreude stand ganz oben auf der Lach- und Schmunzel-Hitliste, und die ungekrönte Nummer eins war die nachvollziehbare, die authentische Schadenfreude. Das geschilderte Missgeschick von nebenan, quasi. Derart informiert legte ich los, entwarf dreihundertfünfzig Seiten lustigste Schadenfreudelektüre mit ein bisschen Lovestory zwischendrin und vor

allem zum Ende hin. Happy End eben. Der Protagonist meines neuen Werks hieß Nico. Nico war fünfunddreißig, gutaussehend mit einem Six-Pack-Bauch und sonnigem Lächeln, unglücklicherweise aber Pfützentreter. Beim Pfützentreten handelte es sich um eine Zwangshandlung, unter der Nico seit dem großen Regen von 2010 litt. Und dieser Zwang befahl ihm stets in den Augenblicken, wenn Menschen in heller Garderobe in der Nähe von Pfützen standen. Es war keine Freude für Nico. Er musste es tun. Es war zu stark, sein Selbst zu schwach, sich gegen den Drang zur Wehr zu setzen. Nicht einmal verprügelt zu werden half Nico.

Hoffnung keimte erst auf, als Nico die wasserscheue Gisa kennenlernte. Ihre gegenseitige Liebe ließ ihn die Zwangshandlung ablegen. Das verhalf der Romanze zum Durchbruch, legte den Weg frei fürs Happy End. Alles in allem eine herzige Geschichte und darüber hinaus sehr lustig. So sah ich das jedenfalls als *Konstantin Rucksack*, als Autor und Erschaffer.

Mein Verleger blieb skeptisch. »Herr Rucksack«, sagte er nüchtern bei einer Tasse Schokolade ohne Schuss, nachdem sein Lektorat das Manuskript geprüft, und die Finanzfachleute ihm die Marktanalysen übermittelt hatten, »ich weiß wirklich nicht, ob so etwas beim Leser ankommt. Was sie dort über weite Strecken schreiben, klingt viel zu sehr nach einem Kinderbuch, wobei selbst die Kinder heutzutage keinen Spaß mehr am Pfützentreten haben. Das ist antiquierter Humor aus der Stummfilmzeit. Ich sag Ihnen etwas, Herr Rucksack«, er nannte mich inzwischen nicht einmal mehr bei meinem eigentlichen Namen, »der Verlag macht das nur, wenn Sie auf dem Klappentext eine entsprechende Lachgarantie abgeben.«

»Eine Lachgarantie«, fragte ich, »was muss ich mir darunter vorstellen?«

»Nun, Sie garantieren jedem Leser, dass er mindestens, sagen wir fünfzig Mal lachen muss, während er Ihr Buch liest.«

»Und was passiert, wenn der Leser weniger häufig lachen muss?«

»Das bespreche ich mit unseren Marketingleuten. Ich melde mich bei Ihnen.«

Zwei Tage später erhielt ich den ausgearbeiteten Klappentext: Ich, Konstantin Rucksack, verbriefte mich für mindestens fünfzig Lacher und garantierte, im Nichterfolgsfall auf meine Kosten beim jeweiligen Leser daheim vorbeizukommen, um die fehlenden Lacher quasi nachzuliefern. Eine Art Zusatzschicht vor Ort, als Hofnarr. Und nicht etwa die verbrachte Zeit würde Erfolgsmaßstab sein, sondern allein die korrekte Nachlieferung der fehlenden Lacher.

Ich lachte nicht, als ich den Klappentext las, wollte gar protestieren, als ich dem Verleger bei einem Glas Wasser gegenüber saß. Der Verleger hatte den Vorschuss dabei. Ein Köder, dem ein hungriger Fisch wie ich nicht widerstehen konnte. Also unterdrückte ich allen Groll und biss an, im vollen Bewusstsein, dass dem Fisch hernach in aller Regel wenig Gutes widerfuhr.

Mein neues Buch trug den vielversprechenden Titel *Da gackert der Hahn* und hinten auf dem Cover prangte meine Lachgarantie.

Es folgte die Veröffentlichung. Der Verkauf zog an. Nach knapp einem Monat hatte der Verlag bereits doppelt so viele Exemplare vom neuen Buch abgesetzt als im vorangegangenen Jahr vom Käsekuchenbuch. Ich triumphierte. Konstantin Rucksack war zurück!

Ein paar Wochen später kam die Ernüchterung in Form eines Briefes vom Verlag. Eine gewisse Emmi Stichler aus Bochum-Wattenscheid gab an, lediglich zweiundzwanzig Mal gelacht zu haben. Sie forderte die restlichen Lacher.

Ich sollte sie an einem der folgenden Wochenenden besuchen und entsprechend lustig sein. Für den Fall, dass sich mein Aufenthalt in die Länge ziehen würde, stünde mir ein Gästezimmer zur Verfügung.

Emmi Stichler, der Name sprach Bände. Ich assoziierte eine tatterige Oma, deren Gebiss klapperte beim Lachen. Wenn sie denn überhaupt lachte und nicht schon dagegen immun war, was bedeuten würde, dass ich gezwungen sein würde, bis an Emmi Stichlers Lebensende in einem Gästezimmer in Bochum-Wattenscheid zu nächtigen, wobei die Frage der Vererbung des Lachanspruchs noch außen vor blieb. Vergnügliche Aussichten!

»Hör auf mit deinen düsteren Visionen, bereite dich vor, dann bist du ruck, zuck wieder zu Hause«, sprach ich vor mich hin.

Vorbereitung ist alles. Alte Leute lachen über alte Witze, soviel stand für mich fest. Und so kaufte ich mir ein Witzbuch mit Fritzchen- und Klein Erna-Witzen und lernte einige davon auswendig. Vierzig Stück insgesamt. Das sollte reichen.

Das vereinbarte Wochenende brachte vom frühen Morgen an Sonnenschein, und gegen zehn kam ein Mann aus der Marketingabteilung des Verlages in Begleitung eines Kamerateams, welches das Ganze festhalten und später zu einer Dokusoap zusammengeschnitten den TV-Sendern anbieten wollte. »Es steht so im Kleingedruckten des Vertrags«, sagte man mir und wies zusätzlich darauf hin, dass man Emmi Stichlers Einverständnis für den Filmmitschnitt vorab bereits schriftlich eingeholt hatte.

Das Haus in Bochum-Wattenscheid wirkte keinesfalls wie die Behausung einer Greisin, und Emmi Stichler entpuppte sich denn auch als das krasse Gegenteil einer tatterigen Oma. Sie empfing uns in den Kellerräumen, die jedoch nichts mit gewöhnlichen Kellerräumen gemein hatten: *Mein Gänseblümchen totgetreten – Erotische Überraschungen*, stand an der Tür mit Doppelverglasung. Der

Marketingmann drückte auf die Klingel und nachdem er einer weiblichen Stimme, die durchaus auch das Timbre besaß, ein *Ruf Jetzt An* überzeugend zu intonieren, seinen Namen und den Grund unseres Besuchs verraten hatte, wurde uns aufgetan. Wenig später stand ich vor Emmi Stichler. Zunächst lediglich vor ihrem Poster, welches die Kellerwand zierte. Emmi stand auf einer Art Wiese. Unter ihren Füßen von den Plateauabsätzen ihrer Stiefel zertretene Gänseblümchenreste. Sie trug Leder von Kopf bis Fuß und blonde lockige Haare, und soweit man es auf dem Poster sehen konnte, hatte Emmi den bösen Blick gut drauf. Das Poster trug auch einen Titel: *Emmi Stichler – Jeder Stich ein Treffer*. Beeindruckend!

Dann kam sie. Schaftstiefel, ein Rock, der kaum ihren Po bedeckte. Oben herum trug Emmi nicht etwa die obligatorische Lederkorsage, sondern, wie eine Art bizarrer Stilbruch, ein Nichts von Negligé, durchsichtig dazu. Man sah ihre Brüste durchschimmern. Emmi hatte mittelgroße, feste Brüste. Zielsicher steuerte sie auf mich zu: »Sie sind also dieser Konstantin Rucksack.« Es war mehr Feststellung als Frage.

Ich nickte.

»Also los, Rucksack, bringen Sie mich zum Lachen. Wie Sie wissen, habe ich achtundzwanzig Lacher gut.« Emmi hatte sich auf der Spielwiese aus dunkelroten Couch-Elementen niedergelassen und forderte mich mit einer entsprechenden Handbewegung auf, neben ihr Platz zu nehmen. Ich atmete ihr Parfüm, atmete Emmi. Ein Overkill an Eindrücken fürs männliche Gemüt, so es denn den weiblichen Reizen etwas abzugewinnen wusste, und doch bemerkte ich, dass Emmi die einladende Handbewegung nicht, wie in einem solchen Fall üblich, mit offener Fläche, sondern mit einer zur Faust geballten Hand ausgeführt hatte. Es hatte den Anschein, als hielte sie etwas umklammert. »Fangen Sie an«, sagte Emmi noch einmal, fordernder als beim ersten Mal.

Was schoss mir nicht alles durch den Kopf. Sich vollkommen widersprechende Botschaften, Aufforderungen und Anweisungen. Alles und Nichts zwischen »Sei lustig« und »Fick sie«. Denkapparat im Totalstreik. Wenn ich meinen Blick seitlich an Emmi vorbeilenkte, sah ich das Poster, und ich fragte mich, was es mit den zertretenen Gänseblümchen auf sich hatte. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals zuvor derart verwirrt gewesen zu sein. Nach einer weiteren Aufforderung begann ich, mehr aus Ratlosigkeit denn Überzeugung, einen meiner Fritzchen-Witze zu erzählen. Einen, den ich der Situation für angemessen erachtete: »Fritzchen kommt in die Küche gelaufen und sagt zu seiner Mutter: »Mama komm schnell, der Vater, unten in der Waschküche, ich glaube, er hat sich erhängt.« Die Mutter rennt mit Fritzchen in die Waschküche. Nichts. Kein toter Vater. Dem ratlosen Gesicht der Mutter entgegnet Fritzchen: »April, April! Vater hängt auf dem Dachboden.««

Alle lachten, der Marketingmann und die beiden Kamerateure. Sie lachten jedoch nicht über meinen Witz, sondern darüber, dass Emmi Stichler nicht lachte.

»Behalten Sie Ihre Witze für sich«, sagte Emmi, »ich stehe nicht auf so einen Kram.« Und dann verlangte sie, dass ich sie auskitzeln solle. »Wo denn?«, fragte ich.

»Mein Gott, probieren Sie es aus«, sagte Emmi.

Ich robbte an sie heran, und je näher ich kam, desto mehr war das Bild in mir, welches eben in einem solchen Moment bei einer solchen Begegnung in einem Mann entsteht. Emmi hatte volle dunkelrote Lippen und einen Kussmund, und ihre Brüste sahen mich an. Und doch widerstand ich der Versuchung, näherte mich stattdessen ihren Achselhöhlen, fuhr die Finger meiner rechten Hand aus und begann gleich einem Klavierspieler, der seine Fertigkeiten trainierte, meine Finger in Emmis linker Achselhöhle zu bewegen. Mal mit mehr, mal mit weniger Haut-

kontakt. Wie auch immer, Emmi lachte nicht. Ich versuchte es rechts. Das gleiche Ergebnis. Kein Lacher. Ich ließ meine Finger über ihren Bauch tanzen. Nichts. Ich fragte sie, ob es ihr etwas ausmachen würde, die Stiefel auszuziehen. Emmi erwiderte, das wäre nicht nötig, ich solle mich auf die Stellen ihres Körpers konzentrieren, die ich im Augenblick erreichen könne. Nachdem ich ihre Frisur durcheinandergebracht und meine Fingerkuppen von Make-up-Spuren gekennzeichnet waren, landete ich mit meinen Händen endlich dort, wo ich von vornherein gelandet wäre, hätte die Aufgabe nicht gelautet, Emmi zum Lachen zu bringen. Ich war mit beiden Händen tief unter ihr Negligé getaucht und befangerte ihre Brüste. Und während sich meine Männlichkeit zusehends Raum verschaffte, begann Emmi zu kichern. Sie lachte und der Marketingmann und die Kameraleute lachten ebenfalls. Ich hoffte, dass zumindest einer von Ihnen Emmis Lacher mitzählen würde, denn die sich ausbreitende Männlichkeit lenkte meine Gedanken in eine komplett andere Richtung. In Emmis Lachen mischten sich mehr und mehr Stöhnlaute und dann rief sie plötzlich: »Rucksack, pack!« Und ich packte und packte. Es war kaum mehr in Zeiteinheiten zu bemessen, wie viel oder wenig mich trennte, meine Lippen auf ihren Mund zu pressen, als Emmi mit einem Mal in Ekstase aufschrie, ihre Hand öffnete und mir ein Gänseblümchen präsentierte. »Mach es fertig, Rucksack!«, jauchzte sie, »Zerquetsch das Ding unter deinen Füßen!«

Ich war von Sinnen, nahm das Blümchen, hüpfte von den Couch-Elementen und tat, wie mir geheißen. Küssen durfte ich Emmi dennoch nicht. Kaum hatte ich dem Gänseblümchen mit meinen Füßen den Garaus gemacht und mich im Anschluss mit einem Tigersprung zurück auf die Spielwiese befördert, stieß Emmi mich von sich mit den Worten: »Siebenundzwanzig, achtundzwanzig, aus!«

Der Marketingmann und die Kameralleute lachten bis wir wieder im Auto saßen. Sie kicherten sogar noch, als wir Bochum-Wattenscheid längst hinter uns gelassen hatten. Ich lachte nicht. Erst recht nicht, als der Marketingmann wenig später sagte: »Wir machen jetzt direkt im Anschluss noch den Detlev Petermann, der wohnt gar nicht weit von hier, das wird locker, da fehlen nur sieben Lacher.«

Schizophren um zehn

Alles passt sich an. Der Mensch an den Mitmenschen, die Gartenpflanze ans Wetter und das Wetter ans Klima. Der Hund passt sich dem Herrchen an oder Frauchen. Ist man etwa solch ein Herrchen, hat nebenbei allerdings einen Hang zum Verrücktsein und besitzt zudem einen Hund, kann man nicht verlangen, dass sich der Hund in jeder Situation normal verhält. Schon mein erster Hund neigte zu ungewöhnlichen Reaktionen. Anstelle von Katzen, Hasen und Eichhörnchen jagte dieser Hund Pferde, Kühe und Schweine und eigentlich alles, was auf Bauernhöfen und im Zirkus zu Hause ist. Bei seiner Jagd fing er schon einmal ein Huhn, welches er jedoch nicht biss, sondern nur einfing, zwischen den Vorderpfoten einklemmte und dann ableckte von Feder zu Feder, bis das Huhn irgendwann tropfnass in Ohnmacht fiel, aber überlebte.

Der zweite Hund war anders. Er benutzte seine Zähne. Und er konnte springen. Er wäre ein guter Stabhochspringer geworden als Mensch, aber er war Hund und holte als solcher diesen Vogel aus der Luft. Eine kanadische Wildgans. Die flog über mich und ihn hinweg mit ihren Vogelkollegen und -Kolleginnen. Das war unten beim Teich. Der Hund und ich waren unterwegs auf einem der Wanderwege. Die betroffene Wildgans war die letzte im Fluggeschwader und dachte wohl, ihre Flughöhe würde allemal ausreichen, um den blöden Hund dort unter ihr auf

Distanz zu halten, aber da hatte sie sich vertan, sie hatte nicht mit der Sprungkraft meines Hundes gerechnet. Ich auch nicht, aber das tut nichts zur Sache. Noch nicht. Jedenfalls schraubte sich der Hund mit einem Mal in die Höhe, schnappte im richtigen Moment zu und landete mit der zappelnden Gans im Maul auf seinen vier Pfoten auf dem Gehweg. Ein paar Meter neben mir, dem der Mund offen stand vor Staunen und Entsetzen und Ratlosigkeit. Letztere hielt etwa vierzig Sekunden, dann rief ich: »Hier!« Rief den Hundennamen, also »Hund Zwei« und »Hier!«, allerdings nicht so, wie es zum Erfolg führt, also freundlich aufmunternd, sondern – aus der Aufregung geboren – eher so, dass der Hund nichts Gutes in meiner Nähe vermuten konnte und folgerichtig gar nicht daran dachte, zu mir zu kommen. Er bewegte sich allerdings auch nicht weiter weg, sondern lief ganz albern kreisförmig im Radius von zwei Metern Abstand um mich herum mit der zappelnden Gans im Maul, relativ mittig im Maul und doch noch lebendig.

Es ist zehn Uhr am Morgen, dachte ich, nachdem ich auf die Armbanduhr gesehen hatte, es regnet nicht, ein guter Zeitpunkt für einen Abstecher zum Teich. Dabei dachte ich an spazierfreudige Rentner und Hausfrauen, mit und ohne Hund, an Schulschwänzer und Freiberufler, die zwischen zwei Geschäftsabschlüssen eine Runde joggen gingen.

Wie auch immer, so wie die Dinge sich hier auf dem Spazierweg nahe des Teichs entwickelt hatten, gab ich als Herrchen von Hund Zwei ein prächtiges Opfer ab, an dem sich der frühmorgendliche Volkszorn entladen konnte. Es war dringend geboten, tätig zu werden. Der Vogel musste aus dem Maul von Hund Zwei verschwinden. Ich begann hinter Hund Zwei herzujagen, der mich noch immer weiträumig umkreiste. Freudig umkreiste, mit wedelnder Rute.

Die Wildgans im Maul des Hundes schnappte nach Luft, öffnete den Mund oder besser die Gänselippen und wollte rufen, quieken, Geräusche abgeben, die Gänse so abgeben, aber es gab keinen Ton, es kam nichts heraus aus dem Schnabel. Vielleicht hatte der Hundebiss ihre Stimmbänder beschädigt ...

»Hund Zwei, hier!«, rief ich erneut aus, während ich im Kreis lief, um den Hund zu fangen, wohl wissend, dass dieser schneller war und sich nicht fangen lassen würde. Während ich lief, schaute ich gleichzeitig ängstlich die Umgebung nach ersten Tatzeugen ab. Ich brauchte nicht lange schauen. Es dauerte keine drei weiteren Verfolgungsrunden, ehe jemand kam. Zunächst hörte ich Schritte und ein Stochern von Stöcken, dann erst sah ich den Walker, der schließlich ein paar Meter vor uns stehen blieb und seine Stöcke ruhen ließ. Er wird sofort etwas sagen, dachte ich, denn er trug einen braunen Cordhut und Männer mit braunem Cordhut sagten immer gleich etwas, wenn es die Situation verlangte und auch wenn nicht. Aber dieser Cordhutträger schwieg zunächst und sah lediglich unserem Treiben zu.

Vielleicht denkt er, dass die Gans nicht echt ist, also nur ein Spielzeug. Spielzeuge können heutzutage verdammt echt aussehen und den Mund auf und zu machen können Spielzeuge erst recht. Ich persönlich habe allerdings noch nirgendwo eine kanadische Wildgans als Spielzeug gesehen, weder für Kinder noch für Hunde ...

Die Wildgans ist hierzulande nicht sonderlich beliebt. Sie liegt deutlich hinter Hund, Katze, Tiger, Löwe, Elefant und Affe. Ich glaube selbst ein Schwein oder eine Schlange sind beliebter als Spielzeug oder Stofftier. Darum lohnt sich die Produktion kanadischer Spielzeugwildgänse hierzulande nicht. Diese Gedanken oder ähnliche musste der Cordhutträger auch gedacht haben, denn er sagte nun etwas, es war sogar beinahe schon ein Rufen im Gesagten: »Mein Gott, so tun Sie doch etwas!«

Heißa, dachte ich, das ist ja einmal ein Ausruf von Geistesgröße und Weitblick und dabei so hilfreich für mich, der ja kein bisschen gottähnlich war und bereits mit ersten Seitenstichen und Kreislaufstörungen kämpfte.

»Er tut nichts, dieser Mann tut einfach nichts!«, rief der Walker aus und schwang dazu einen seiner Walking Stöcke. Er stocherte damit im Luftraum herum. Beschrieb dort Kreise und Vierecke. Ich stoppte meinen Rundlauf und blieb stehen.

Hund Zwei blieb ebenfalls stehen, im Abstand von zwei Metern von mir, mit der Wildgans, maulmüde.

»Befehlen Sie Ihrem Hund, dass er den Vogel sofort loslässt!«, herrschte mich der Cordhut tragende Walker an.

»Hund Zwei, Aus!«, donnerte ich. Hund Zwei machte kein Aus.

»Ja hat denn ihr Hund nicht einmal einen Namen?«, fragte der Walker.

»Doch, er heißt Hund Zwei«, gab ich keuchend zur Antwort.

»Hund Zwei, das ist doch kein Name für einen Hund!«, rief der Walker.

Hund Zwei verlor ob unserer Konversation über seinen Namen offenbar das Interesse an seiner Beute und legte die angebissene Wildgans vor sich auf dem Spazierweg ab. Wegmüde. Bewegte sich dann ein paar Hundeschritte zur Seite und wartete in der Sitzposition. Die Wildgans öffnete noch einmal den Schnabel, um zu demonstrieren, dass sie lebte. Allerdings ging es ihr schlecht, sie wirkte nicht mehr wirklich lebendig, eher so, als läge sie in den letzten Zügen, sodass man dachte, Herrgott lass es zügig zu Ende gehen mit ihr.

»Das arme Tier!«, keifte denn auch der Walker, »tun Sie doch endlich etwas!«

»Was soll ich denn machen?«, fragte ich.

»Sie müssen das Tier von seinen Schmerzen erlösen!«

»Ich habe keine Waffe dabei«, sagte ich der Wahrheit entsprechend.

»Nehmen Sie einen Stein, nun machen Sie schon!«

»Hier ist kein Stein!«, rief ich, »jedenfalls keiner, der groß genug wäre.« Ich war froh dabei, keinen größeren Stein zu finden, fühlte ich mich doch der Aufgabe nicht gewachsen. »Aber Sie könnten doch...«, sagte ich halblaut, zögerlich in Richtung des Cordhuträgers und deutete auf seine Walking-Stöcke. Der Cordhuträger ging nicht auf meinen Vorschlag ein: »Wenn Sie nicht augenblicklich etwas tun, rufe ich die Polizei«, sagte er stattdessen und drohte mit seinem Mobiltelefon, welches er wie einen Revolver am Hosengürtel trug. Du musst jetzt sofort tätig werden, dachte ich und wusste ja auch, was zu tun gewesen wäre, aber ich tat dann doch etwas anderes. Noch ehe ich das andere in die Tat umsetzen konnte, war da die Frau mit dem Mops. Keine Ahnung, ob sie sich aus einer Parallelwelt auf den Weg gebeamt, oder lediglich eine geräuschlose Gangart gewählt hatte. Auf alle Fälle ist der Mops ein Hund, den ich gar nicht leiden mag, Überhaupt gar nicht. Ich glaube, der Mops wurde Franz Josef Strauß nachempfunden, also nach dessen Vorbild gefertigt.

Diese Frau trug eine Kapuzenjacke und die Kapuze war über ihre Frisur gestülpt, eine Art Lockenfrisur in rot-blond. Es war unnütz, da es nicht regnete und auch kein bisschen nach Regen aussah. Strahlend blauer Himmel, und diese Frau mit dem Mops hatte ihre Locken in die Kapuze gewickelt. Der Mops selbst befand sich an einer weißen Dreimeterleine. Er war von grauer Farbe und kugelrund, also mopsig mit der dem Tier eigenen Schnappatmung und hörte auf einen ungewöhnlichen Namen, doch den erfuhr ich erst später.

Das Mobiltelefon des Cordhuträgers im Blick nahm ich trotz der Unterbrechung die kanadische Wildgans vom Boden und ... Nein, ich schlug weder mit ihrem Kopf gegen den Kiesweg oder vielleicht einen Baumstamm,

noch drehte ich ihr den Hals um. Das hätte ich nicht fertiggebracht. In mir wohnte ein Wehrdienstverweigerer. Ich nahm den Vogel plötzlich und so auch recht überraschend für alle Beteiligten vom Weg. Selbst Hund Zwei war zu überrascht um etwas dagegen zu unternehmen. Er war womöglich durch die Ankunft des grauen Mopshundes abgelenkt. Ich entsann mich, dass die Wildganskollegen und Kolleginnen vor wenigen Minuten zum Teich geflogen waren, und ich dachte bei mir, sollten die sich um ihren Freund kümmern, ihm beistehen in dieser schweren Stunde. Und so lief ich ein paar Schritte mit dem Vogel in den Händen und übergab ihn dann mit gezieltem Wurf dem Teichgewässer. Zugegeben, eine absurde Tat. Zumal die Wildganskollegen und -kolleginnen sich einen Dreck schertten um ihren Artgenossen, ja sogar durch meinen Wurf aufgeschreckt davonflogen. Dennoch sind mir die folgenden Geschehnisse nicht zuzurechnen wie es etwa der Anwalt der Mopsbesitzerin vom Gericht einforderte. Mein Wurf hätte etwas ausgelöst in ihrem grauen Mops wurde behauptet.

Fakt ist, kaum hatte ich den Wildganswurf abgeschlossen, riss der Mops sich los, rannte in Richtung Teich und stürzte sich hinein. Hund Zwei folgte zunächst, stoppte jedoch am Gewässerrand, wo er bellend verweilte.

Der Mopshund indes befand sich im Wasser und paddelte mit den Mospfoten. Die von Hund Zwei schwer körperverletzte kanadische Wildgans war auf dem Teich gar nicht mehr auszumachen, auch nicht, als ich direkt am Teichufer stand. Ich stand neben dem Mopsfrauchen, die hysterisch kreischte: »Franziska van Almsick, komm sofort aus dem Wasser, du kannst doch gar nicht schwimmen!« Inzwischen waren vom Walker herbeitelefoniert zwei Polizeibeamte eingetroffen, die aufgrund der verworrenen Geschehnisse die Mützen abgenommen hatten und sich die Stirn abwischten, beide. Auch machte das Protokollie-

ren Schwierigkeiten. Schon weil der Cordhutträger so nuschelte, aber auch weil aus der Mopsbesitzerin nicht mehr herauszuholen war, als dass Franziska van Almsick gar nicht schwimmen konnte und doch geschwommen war, bis etwas, das aussah wie der weiße Hai, teichmittig aufgetaucht war und ihre Franziska in die Tiefe gerissen hatte.

»Dieser unverantwortliche Mensch«, und indem er das ausrief, deutete der Walker auf mich, »hat die halb totgebissene Wildgans in den Teich geworfen und damit den Raubfisch erst angelockt, und sein Hund Zwei, hat den fliegenden Vogel zuvor im Maul mit sich herumgetragen.«

Drei Personen nebst Hund wurden genötigt, die Polizisten zur Wache zu begleiten. Inzwischen war es kurz vor elf Uhr morgens, und es bestand wohl akute Verdunklungsgefahr.



Klaus Mürkert 2020.

Stella Alpha

Ich weiß nicht, ob sie tatsächlich so hieß, jedenfalls nannte sie sich Stella Alpha. Sie kam vor drei Wochen. An einem Dienstvormittag um zehn. Der Salon hatte erst ein paar Minuten geöffnet, als Stella den Laden betrat. Obwohl sie Neukundin war, fehlten ihr die fürs erste Mal typischen Orientierungsprobleme. Unaufgefordert nahm sie in genau dem Frisierstuhl Platz, den ich ihr wohl auch zugewiesen hätte. Spitzen schneiden und bordeauxrote Strähnen wurden verlangt von Stella Alpha. Stella hatte schwarzes, schulterlanges, glattes Haar. Kräftiges, frisierfreudiges Haar. Ich war wohl gerade ein paar Minuten mit ihren Haaren beschäftigt, da sagte sie: »Fragen Sie mich doch mal, was ich beruflich so mache.«

Der Vorgang Waschen näherte sich seinem Ende, also Auswaschen, Shampooreste auswaschen. Ich gehe stets auf die Kundenwünsche ein, solange diese im Rahmen bleiben, und obwohl es mich nicht interessierte, tat ich ihr den Gefallen und fragte: »Und, was sind Sie von Beruf, meine Liebe?«

Sie antwortete, dass sie eine Hexe sei, und sowohl schwarze als auch weiße Magie gleichermaßen beherrsche. Ich sagte: »So, so, das klingt ja sehr interessant und aufregend«, und dachte, war ja irgendwie klar, bei einer Frau, die sich Stella Alpha nannte. Ich hatte die Schere wohl zum dritten Mal angesetzt, um die Spitzen zu schneiden, als Stella ganz beiläufig den Namen von Frau Zernick erwähnte, einer meiner Stammkundinnen. Frau Zernick kam seit vier Jahren. Anfangs war alles normal. Vor einem halben Jahr begann sie, immer denselben Haarschnitt zu verlangen. Es lag an ihrem neuen Chef, der angeblich haargenau so aussah wie *Bill Clinton* in seiner Zeit als Präsident der USA. Mag jeder denken, was er will, auf alle Fälle verlangte Frau Zernick von da an die Frisur von *Monica Lewinski*.

Ob ich Frau Zernick näher kennen würde, fragte Stella.
»Lediglich als Kundin«, gab ich zur Antwort, erwähnte jedoch nicht, dass eben jene Frau Zernick am Nachmittag um 15 Uhr einen Termin hatte.
Ich hätte mir das Verschweigen schenken können.
Stella Alpha wusste Bescheid. Sie forderte von mir, ich solle Frau Zernick heute Nachmittag einen Haarschnitt verpassen wie ihn *Sinéad O'Connor* zu Beginn ihrer Karriere in den Achtzigern trug. Ich meinte mich zu erinnern, dass *Sinéad O'Connor* derzeit überhaupt kein Haar auf dem Kopf trug, und als ich dasselbe in Richtung Stella Alpha äußerte, nickte diese zur Bestätigung.
»Ich soll einer Stammkundin, nur weil Sie es aus mir völlig unerklärliche Gründen wünschen, den Kopf kahl rasieren?«, fragte ich zweifelnd.
»Es wird Ihr Schaden nicht sein«, antwortete Stella Alpha und versprach mir einen Zauber frei Haus. »Liebeszauber oder auch das Gegenteil, vollkommen gleich, ich mache das«, sagte Stella Alpha. Sie fragte, ob wir ins Geschäft kämen.
»Auf keinen Fall«, sagte ich und fügte hinzu, dass ich kein Fan wäre von derartigem Unfug.
»Okay«, sagte Stella Alpha, »ich bin sicher, Sie werden es sich überlegen, mein Lieber.« Dann sagte sie gar nichts mehr. Ich erledigte meine Arbeit. Stella Alpha zahlte und ging.
Ich beobachtete sie genau. Da war nichts Ungewöhnliches, als sie das Geschäft verließ.
Kein »Hex Hex« oder »Simsalabim«. Sie ging einfach.
Nach ihr betrat ein weiterer Neukunde das Geschäft. Männlich, Mitte dreißig, Brillenträger, Mittelscheitel. Verlangte einen Kurzhaarschnitt. Ich schritt zur Tat, allerdings nicht so, wie ich wollte, jedenfalls nicht permanent. Meine rechte Hand hatte Aussetzer. Das hatte sie vorher nie gehabt. Ich schnitt dem Mann ins Ohr. Kräftig ins Ohr. Hack Zack. Normaler Weise wäre das Ohr ab

gewesen, zumindest halb ab, aber es geschah nichts dergleichen. Die Schere glitschte ab. Er hatte wohl ein Gummiohr, Hartgummi. Beim dritten Hack Zack teilte sich die Schere in der Mitte in zwei Scherenhälften.

Der Mann mit dem Hartgummiohr sagte nichts. Es schien ihm nichts auszumachen. Ich verbrauchte noch drei weitere Scheren, ehe ich mit ihm fertig war.

Soweit so gut. Allerdings warteten zwei Stammkundinnen. Die hatten keine Gummiohren. Wenn Stella Alpha mit irgendeinem Hokuspokus meine Aussetzer herbeigeführt hatte, wovon ich fest überzeugt war, so hätte ich sehr bald schon zwei Stammkundinnen weniger und zwei Anzeigen nebst Schadenersatzklagen am Hals.

»Okay, Stella Alpha, ich mach's. *Sinéad O'Connor*«, sprach ich vor mich hin und obwohl Stella Alpha nicht zu sehen war, vernahm ich von irgendwo tief in mir ihre Stimme, die raunte: »Warum nicht gleich so?«

Nachdem ich mit den beiden Kundinnen fertig war, mich schon auf die Mittagspause freute, tauchte Stella Alpha mit einem Vertrag im Geschäft auf, den ich mit meinem Blut unterzeichnen sollte. Der Vertrag bestand im Wesentlichen aus zwei Teilen: Ich verpflichtete mich, Frau Zernick den Kopf kahl zu scheren und im Gegenzug hatte ich einen beliebigen Hexenwunsch frei. An den Wunsch waren allerdings Bedingungen geknüpft. Noch ehe Frau Zernick den Friseursalon betreten würde, musste mein Wunsch schriftlich ausformuliert unter die Fußmatte vor der Eingangstür deponiert werden. Sonst würde er nicht in Erfüllung gehen.

»Warum das Ganze?«, fragte ich Stella Alpha, »setzen Sie doch einfach Ihre Magie ein, wenn Sie Frau Zernick unbedingt einen kahlen Kopf verschaffen wollen.«

Stella Alpha entgegnete, ihre magischen Kräfte würden bei persönlichen Angelegenheiten nicht wirken. Weiter ins Detail wollte sie nicht gehen.

Ich unterschrieb den Vertrag. In erster Linie wollte ich sie loswerden, diese Stella Alpha. Ich stach mir also mit einer Nadel in die Fingerkuppe und unterschrieb den Vertrag. Bullshit, aber was soll's.

Von dreizehn bis fünfzehn Uhr war Mittagspause. Da hatte ich Zeit, mir einen Wunsch auszudenken. Einen Haufen Geld vielleicht, ein paar Millionen etwa, damit hätte ich anderen Orts einen neuen Salon mit allem technischen Schnick Schnack eröffnen können. Hätte. Aber... Nun, ich liebte meinen Friseursalon und verspürte kein Verlangen, die Stadt zu wechseln. Außerdem, was nützten die Millionen, wenn sich Frau Zernicks Rache später beispielsweise in einem Attentat auf mich Luft machte? Das traute ich ihr ohne Weiteres zu. Sie neigte zum Jähzorn. Oft konnte sie sich nicht einmal hier im Salon beherrschen.

Gegen 14:30 Uhr stand mein Wunsch. Es war ein seltsamer Wunsch, allerdings einer, der alles beim Alten lassen würde, zumindest irgendwie, zumindest für mich ...

Ich schrieb ihn nieder, faltete das Blatt Papier, schob es in den Briefumschlag, den beidseitig ein aufgedruckter Rabenvogel zierte, legte ihn wie verlangt unter die Fußmatte vorm Ladenlokal und bereitete mich auf die Nachmittags-schicht vor. Punkt 15 Uhr erschien Frau Zernick.

»Monica Lewinski?«, fragte ich beiläufig.

»Ach, wissen Sie«, sagte Frau Zernick und lächelte verschwörerisch, »mir ist gerade heute nach etwas ganz anderem, ich möchte alles abhaben.«

»Alles ab?«, wiederholte ich.

»Stellen Sie sich vor, mein Bill liebt *Sinéad O'Connor*«, sagte Frau Zernick.

Ich dachte an die Million, nur an die eine, und dass mir dieselbe doch recht nützliche Dienste leisten könnte. »Einen Moment«, sagte ich, lief zur Tür und hob die Fußmatte an. Mein Wunschbrief war verschwunden. Ich schwitzte. Ich schwitzte fürchterlich. Sinnlos vergeudet

diesen Wunsch, dachte ich und hielt einen Augenblick inne.

»Was ist los? Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit«, herrschte mich Frau Zernick an, und sie blickte mich dabei so überheblich an, als wäre ich ihre Sklavin. Du sollst es haben, dachte ich und dann schritt ich zur Tat und scherte ihr den Kopf kahl.

Als sie an der Kasse stand und bezahlte, war ihr Blick bereits seltsam leer, und sie konnte sich weder an ihren Bill noch an ihren Namen oder ihre Adresse erinnern.

Stella Alpha hat geliefert, dachte ich und orderte ein Taxi für Frau Zernick.

Last Christmas

Ich begegnete Tessa auf dem Weihnachtsmarkt, und obgleich sie mehr als einen Blick wert war, hatte ich nicht einmal Notiz von ihr genommen. Das lag an diesem bitterkalten Spätnachmittag im Dezember. Ich hastete über den Marktplatz und war froh, als ich endlich die nötigen Geschenkkleinigkeiten beisammen hatte. Mit eingezogenem Hals und hochgestelltem Mantelkragen, sämtliche Gedanken darauf konzentriert, der Kälte so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten, zitterte ich meinen Weg entlang.

Wie alle übrigen Menschen hier draußen in der Eishölle war Tessa verhüllt, ver mummt, war nichts als blasse, klappernde Friermaschine. Sie überquerte den Marktplatz wohl in entgegengesetzte Richtung. Als wir uns für die Zeitspanne, die nötig ist, einander zu passieren, gegenüberstanden, durch das allgemeine Gedränge und Geschubse wohl auch berührten, musste es passiert sein: Tessa blieb mit einer Kordel ihrer Kapuze an meinem Mantel hängen, und folgte mir von da an unfreiwillig. Ich war derart eingefroren, dass ich zunächst nichts davon

mitbekam, obgleich sie mir einen knappen Kilometer mit nur einem Schritt Abstand gefolgt sein musste. An einer Fußgängerampel blieb ich schließlich stehen und wartete auf das grüne Männchen, um den Kindern ein gutes Beispiel abzugeben.

Tessa nutzte meinen Zwischenstopp, um mir einen äußerst schmerzhaften Pferdekuss zu verabreichen. Ich schrie halb und halb. Halb Überraschung, halb Schmerz. »Lassen Sie mich sofort los, Sie perveres Stück Schwein!«, brüllte sie in meine Richtung. Warum Schwein, dachte ich, und wenn Schwein, warum Stück Schwein? Es schlossen sich noch ein paar ebenso laute wie überflüssige Ausrufe an, ehe Tessa bemerkte, dass das Stück Schwein keine Schuld traf. Das erkannte sie allerdings erst, nachdem sie heftig an der Kapuzenkordel gezogen, ja gerissen hatte, sodass sie sich von meinem Mantel befreite. Ein Knopf war schuld, ein Mantelknopf, der durch Tessas Kraftakt von meinem Mantel abgesprengt wurde.

»Mein Gott!«, rief Tessa, »Sie trifft keine Schuld, es lag an Ihrem Mantelknopf.« Und dann war sie es, die mich hinter sich herzog und ehe ich klar denken konnte, saß ich auch schon bei einem Becher Glühwein neben ihr in einem mit künstlichen Palmenpflanzen dekorierten Café. Im Hintergrund dudelte dieses unsägliche *Last Christmas* von *Wham*, das seit der Veröffentlichung im Jahre 1985 Jahr für Jahr die Vorweihnachtszeit eines Jeden irgendwie begleitete, sobald er ein Kaufhaus, Café, Restaurant betrat oder sich, selbst wenn nur kurz, in einer öffentlichen Bedürfniseinrichtung aufhielt. Tessa und ich hatten unsere Tonnen an Winterbekleidung abgelegt, hielten unsere Glühweinbecher zwischen den kalten Fingern und sahen uns an, während *Wham* weiter von sinnlos verschenkten Herzen zur Weihnachtszeit sangen.

»Hat es sehr wehgetan?«, fragte Tessa.

»Fragen Sie meinen Mantel, nicht mich«, sagte ich.

»Ich weiß, wie ich es wiedergutmachen kann«, sagte Tessa.

»Da bin ich gespannt, haben Sie Knopf und Nähzeug dabei?«, fragte ich und lachte.

»Das nicht«, sagte sie, »das nicht, aber was halten Sie davon, wenn ich Sie am Samstagabend zum Essen einlade?« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glühweinbecher: »Ich koche für uns.«

Es gibt Gespräche im wirklichen Leben, die laufen tatsächlich ab wie in einer dieser Soaps, dachte ich und sah mir Tessa dabei genauer an. Ich schwöre, dass ich erst in diesen folgenden Sekunden und Minuten wahrnahm, dass ich mit ihr eine Affäre haben würde. Ihr Blick von schräg unten war dermaßen ..., oder hatten ihre Augen von Natur aus solch eine raffinierte Schrägstellung?

Sie biss sich auf die Unterlippe und sah mich herausfordernd an. Gedankenverloren hatte ich den Ehering vom Finger gezogen, spielte eine Weile mit ihm herum und ließ ihn dann in meiner Jackentasche verschwinden. Ein Automatismus. Dann stieg ich voll ein in die Hollywoodromanze: »Kochen klingt gut«, sagte ich, »Samstagabend also?«

»Mögen Sie Fisch?«

»Lecker«, sagte ich.

Sie reichte mir eine Karte, ihre Visitenkarte.

»Um acht bei mir?«

»Fisch um acht, abgemacht«, sagte ich.

»Schau an, ein Lyriker«, sagte Tessa.

Wir halfen uns gegenseitig in unsere Wintersachen.

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange.

Draußen schneite es. Sie ging nach links, ich nach rechts. Nach fünfhundert Metern stellte ich fest, dass ich auch nach links hätte gehen müssen. Ich machte jedoch nicht kehrt, sondern lief noch eine Weile geradeaus. Schneeflocken fielen auf mich herab, und es war bitterkalt. Es machte mir nichts. Ich würde Fisch essen mit Tessa. In ein paar Tagen schon.

Es war ein freundliches Haus mit einer freundlichen Haustür und einem freundlichen Klingelton. »Dingdong, dingdong.« Ohne ein Türöffnungsgeräusch abzugeben, wurde aufgetan. Ich stolperte hinein ins Hausinnere.

»Vier Treppen!«, rief Tessa von oberhalb. Ich stieg vier Treppen. Es ging an freundlichen Wohnungstüren vorbei. Und an jeder Tür klebte ein Blatt, ein Lindenblatt. Ich war mir nicht sicher, kannte mich zu wenig aus, dachte aber, schau an, lauter Lindenblätter an den Türen ...

Je mehr Stufen ich hinter mir ließ, desto deutlicher wurde das Summen. Und das Summen wurde zum Lied. Wurde zu *Last Christmas* von *Wham*. Sollte Tessa? Dieses Lied? Dabei würde ich nicht können. Nicht einmal kuscheln. Nicht bei *Wham* und diesem Kaufhausweihnachtskitsch. Aber wie es ihr sagen. Frauen sind hoffnungslos romantisch. Wie viele Ehen wurden auf IHREN Wunsch zu *Celine Dions* Schiffsuntergangssong geschlossen? »Vielleicht läuft das Lied lediglich zum Essen«, beruhigte ich mich, überreichte ihr die Blumen, die ich mitgebracht hatte, und folgte Tessa in den Wohnraum.

Es stand alles auf dem Tisch. Der Fisch und das Arrangement drum herum. Und Wein. Weißwein. Alles war hell, alles war freundlich. Ich fragte sie nach dem Lindenblatt. Tessa lachte und sagte: »Ahorn.«

»Linde – Ahorn, was macht das schon für einen Unterschied? Blatt ist Blatt, oder?«

Tessa antwortete und ihre Antwort klang irgendwie feierlich: »Die Ahornblätter fallen als letzte im Herbst.«

Ich nickte, auch wenn es mir egal war, welches Blatt wann vom Baum fiel. Fallen taten sie alle.

Tessa sah zum Anbeißen aus, mehr noch zum Sofortverzehr. Aber ich konnte warten, ich würde warten. Zunächst

eine Kleinigkeit essen. Ich setzte mich auf den mir zugedachten Platz, ihr gegenüber. Sie hatte offensichtlich die Repeattaste am CD-Player gedrückt. Es *whamte* unaufhörlich. Wir aßen Fisch mit Arrangement und tranken Weißwein. Einen Chablis, was weiß ich.

Ihre Hand, zumindest die eine ihrer Hände lag auf dem Tisch, feingliederig mit dunkelrot lackierten Fingernägeln, und diese ihre Hand legte sich ganz ungeniert auf meine eine Hand, die auch auf dem Tisch lag, neben dem Teller, wie es sich gehörte. Es fühlte sich gut an, verdammt gut. Ich hatte Mühe, mich weiter aufs Kauen zu konzentrieren.

Ich schaffte es, selbst das Gejammer von *Wham* zu ignorieren, selbst meine besondere Hasszeile *I'll give it to someone special*, womit das Herz gemeint war, das der einfalllose Texter neu verschenken wollte.

Dann sagte Tessa beiläufig: »Heute vor einem Jahr habe ich meinen Mann umgebracht.«

»Ach was?«, sagte ich.

»Nicht absichtlich«, sagte sie.

»Ach so«, sagte ich.

Und dann erzählte Tessa und hielt dabei meine Hand, und da kam es mir vor, als hielte sie die Hand fest, damit sie nicht fortlaufen konnte, jedenfalls erzählte sie, während sie meine Hand auf beschriebene Weise gefangen nahm, von den Streitereien, die sie mit ihrem Mann gehabt hatte, einem kleingeistigen Spinner, und dass sie zuletzt, also beim letzten Zusammenstoß just um die Weihnachtszeit beim Essen, beim Fischessen, den heftigsten Streit überhaupt gehabt hatten, weil er ihr Lieblingslied jenes *Last Christmas* von *Wham* als elend tiefende Schnulze tituliert hatte, und da hatte sie ihn spontan, aus Notwehr quasi, mit einer dieser kugelrunden Kartoffeln beschossen, von ihrer Gabel aus. Sie hatte auf sein Gesicht gezielt, und eigentlich ja nur irgendwo im Gesicht treffen

wollen, aber da hätte ihr Bernhard den Mund so unglücklich offen stehen gehabt, und weil er ja auch nur so kleine Mäusezähne hatte ihr Bernhard, die nichts aufhalten konnten, hatte die kugelrunde Kartoffel wie beim Torwandschießen voll ins Loch getroffen, wuchtig ins Loch und war wohl unglücklich zum Rachen hin durchgerutscht und hatte beim Bernhard nach hinten hin alles dichtgemacht.

»Luftdicht gemacht«, sagte Tessa.

Um nicht aufzufallen, aß ich ein wenig vom Fisch und schaute interessiert: »Und dann?«, fragte ich so nebenbei wie es mir möglich war.

»Dann ist er blau angelaufen im Gesicht und vom Stuhl gefallen«, sagte Tessa. Und während ich weiter kleine unauffällige Kaubewegungen machte, fragte sie, ob mir die Musik von *Wham* etwas sagen würde, und wenn ja was ...

Fremde Wäsche

»Einen Moment, junger Mann!«, rief die Frau. Ich hielt inne auf dem Kiesweg zwischen den Rasenflächen der Hinterhöfe und schaute. Sah die Besitzerin der Stimme zunächst nicht, hörte nur und dachte, falls dich deine Wahrnehmung nicht trügt, muss sich die Frau irgendwo ein paar Meter links von deiner Position aufhalten. Vielleicht hat sie sich hinter einem Gebüsch versteckt, dachte ich, sah aber kein Gebüsch links von mir. Nicht einmal rechts von mir oder geradeaus gab es ein Gebüsch. Auch keinen Baum. Linker Hand befanden sich nur einige Wäscheleinen. Des Rätsels Lösung war wohl, dass die Frau zwischen zweien dieser Leinen stand, und so wie es aussah zwischen den hellgrünen Frotteebettlaken. Wenn die Bettlaken keine Übergröße hatten, so waren sie zumindest stark ausgeleiert, jedenfalls reichten sie fast bis zum Bo-

den, sodass ich lediglich die Füße der Frau und ihr Schuhwerk ausmachen konnte, mit links wie rechts ein paar Zentimetern Bein. Sie trug solides Schuhwerk in dunkelbraun, ohne Absatz, unauffälliger Beinausschnitt. Wie hat sie dich gesehen? dachte ich, verfügt sie über einen Röntgenblick, oder wurdest du von ihr am Geruch erkannt? Ich hatte keinen auffälligen Geruch an mir, aber man weiß ja nie. Es gibt Leute, die kommen ins Fernsehen, weil sie mit verbundenen Augen und zugeklebten Ohren aus einem Kreis von fünfzig Personen ihren Postboten am Geruch erkennen können.

»Meinen sie mich?«, fragte ich in Richtung Wäscheleinen und hellgrünen Bettlaken.

»Wen sonst?«, rief die Frau, und dann kam sie zum Vorschein. Sie war größer, als ich anhand ihrer Füße vermutet hatte, und sie kaute Kaugummi. Mittelschnell mit Tendenz zu rasant.

Die hat kein Abitur, dachte ich, nicht einmal die mittlere Reife. So würde kein gebildeter Mensch seinen Kaugummi kauen, wobei ich ohnehin der festen Überzeugung bin, dass Menschen mit einem IQ über neunzig ab einem gewissen Alter – ungefähr ab fünfundzwanzig – gar keinen Kaugummi mehr kauen. Diese Frau war auf jeden Fall weit jenseits der Fünfundzwanzig, aber sie kaute Kaugummi, und das auch noch auf provozierende Art, also ordinär. Sie hatte lockenwicklerlockiges, schulterlanges, nussbraunes Haar, ein hageres Gesicht und lange, dürre Finger. Damit fuchtelte sie in der Luft herum. Sie hielt eine gelbe Wäscheklammer zwischen den Fingern. »Kommen Sie mal mit«, sagte sie, winkte mit der gelben Wäscheklammer und deutete mir an, ihr zu folgen. Ich war nicht sonderlich interessiert an ihrem Klatsch und Tratsch, spazierte aber dennoch hinter ihr her. An der dritten Leine blieb sie stehen, zeigte auf ein schwarzes T-Shirt mit halbem Arm und vier Paar schwarzen Socken,

die dort einträchtig nebeneinander zwischen einem Haufen Buntwäsche an der Leine hingen. »Ist das Ihr?«, fragte sie.

IQ sogar unter achtzig, dachte ich und antwortete: »Ist nicht mir.«

Sie sah mich prüfend an, dann wieder auf die Wäschestücke und sagte: »Würde ihm aber passen.«

»Und wenn schon«, sagte ich, »gehört ihm trotzdem nicht.« War mir jedoch nicht sicher, ob es sich nicht doch um meine Wäschestücke handelte, fragte mich allerdings, wie es möglich sein konnte, dass meine Kleidungsstücke an der Wäscheleine dieser Frau hingen, die drei Häuserblocks von mir entfernt wohnte.

»Wenn die Ihnen nicht sind«, sagte die Frau, »dann zünde ich die Brocken eben an.« Und indem sie das sagte, entnahm sie ihrer Kitteltasche ein Feuerzeug, welches farbidentisch mit der Wäscheklammer war.

»Sie können doch die Kleidung nicht verbrennen, vielleicht gehören die Sachen einem anderen Nachbarn.«

Die Frau ignorierte meine Worte, nahm das Feuerzeug, startete den Zündvorgang und hielt die Flamme unter das T-Shirt.

»Sie sind ja verrückt«, sagte ich.

»Quatsch mit Soße«, rief sie, »ich dulde keine fremde Wäsche an meiner Leine. Gehen Sie ruhig und erzählen es in der Nachbarschaft, damit alle Bescheid wissen.«

Total irre die Frau, dachte ich. Wenig später begann ich zu kalkulieren: Etwa fünfunddreißig Euro wird dich die Sache kosten, wenn es deine Kleidungsstücke gewesen sind.

Auf der Leine brannte es inzwischen lichterloh, und es roch ziemlich streng nach verbrannten Socken. Ich machte, dass ich davonkam. Überprüfte daheim, ob sich mein T-Shirt und Sockenbestand verringert hatte, kam aber zu keinem aussagekräftigen Ergebnis. Ich führte weder Buch über den Bestand an schwarzen Socken noch

über den an schwarzen T-Shirts mit halbem Arm. Am nächsten Tag kam mir die Idee, das irre Verhalten der Kitletante von der Wäscheleine für meine Zwecke zu kopieren. Nicht eins zu eins. Meine Kopie sollte sich lediglich auf den ersten Teil beschränken, ich hatte keine Freude am Brandstiften! Allerdings, auch wenn ich nicht beabsichtigte, mit dem Feuer zu spielen, eine gewisse Portion Verwegenheit steckte auch in meiner Idee. Außerdem hatte sie etwas Komisches, ja Albernes. Waren und blieben wir nicht alle miteinander tief in uns Kinder? War das nicht der eigentliche Sinn des Lebens, sich etwas zu bewahren vom kindlichen Gemüt? Vielleicht war selbst Gott ein Kind. Sechs oder sieben Jahre alt, nur eben Gott. – Ich hatte mich in diese Frau verliebt, die im Nachbarhaus in der zweiten Etage wohnte und K. Sedelmeier hieß. So stand es jedenfalls auf dem Namensschild neben der Türklingel.

K. Sedelmeier trug überwiegend schwarze Kleidung, bisweilen aber auch einmal ein dunkles Rot. Ihrer Figur nach schätzte ich sie auf Kleidergröße sechsunddreißig. Ich beobachtete sie seit einem halben Jahr und glaubte aufgrund meiner Recherchen zu wissen, dass sie keinen festen Partner hatte. Also Ring frei! Nur war ich beileibe kein Boxer, um in der Metapher zu bleiben. Mir fiel nichts Gescheites ein, womit ich bei K. Sedelmeier hätte Eindruck schinden können. Ich war einfach zu unbegabt, hatte zu selten teilgenommen an der großen Flirtschule des Lebens. Aber nun, der Frau von der Wäscheleine sei Dank, war diese Idee in mir entstanden. In den folgenden Wochen schlich ich K. Sedelmeier hinterher und erlangte so die Informationen, die ich benötigte. Ich wartete, bis sie die Boutique verlassen hatte und außer Sichtweite war, betrat dann das Ladenlokal und forderte von der verdutzten Verkäuferin exakt dieselben Kleidungsstücke in Größe und Aussehen, welche K. Sedelmeier dort eben vor mir gekauft hatte. Auf

diese Weise erstand ich zwei Shirts, einen BH, Körbchengröße Achtzig D und ein schwarzes Top zum Gesamtpreis von knapp einhundertzwanzig Euro. Eine satte Investition in meine Kennenlern-Aktion. In Herzensdingen sollte man nicht knausern, sagte ich mir. Von nun an wurde die Wettervorhersage meine wichtigste TV-Sendung. Ich wollte K. Sedelmeier bei strahlendem Sonnenschein überraschen. Trüb regnerische Stimmung schien mir kaum geeignet zur Durchführung meines Plans. Meine Observierungen hatten ergeben, dass K. Sedelmeier nur bei Sonnenschein oder zumindest trockenem Wetter den Fußweg durch den Hof wählte, und zwar gegen sieben Uhr dreißig am Morgen hin zur Arbeit und gegen sechzehn Uhr und fünfzehn zurück. Auch hatte ich Rat bei einer Bekannten eingeholt, wie man die Kleidungsstücke einer Frau in der Waschmaschine zu behandeln hatte, welche Waschtemperatur, Weichspüler Ja oder Nein und so fort. Würde ich die Wäsche so, wie ich sie in der Boutique erstanden hatte, an die Leine im Hof hängen, wäre mir das Misstrauen von K. Sedelmeier als Expertin für die Behandlung weiblicher Kleidungsstücke in der Waschmaschine gewiss. – Vorgestern schien alles perfekt. Keine Wolken am Himmel. Ich hatte mir den Tag frei genommen, um mich ganz der Ausführung des Plans widmen zu können. Als Zeitpunkt des Zusammentreffens hatte ich mir den Nachmittag erwählt. Von Sechzehn Uhr an würde ich an der Wäscheleine auf K. Sedelmeier warten. Nie zuvor war ich derart aufgeregt schon um neun Uhr am Morgen vor meiner Waschmaschine gesessen, um den Waschvorgang zu beobachten. Nie hatte ich den gesamten Restvormittag und Mittag bewegungslos hinter dem Küchenfenster verbracht, um die Geschehnisse rund um die Wäscheleinen im Hof zu beobachten. Gegen fünfzehn Uhr und fünfzig verließ ich meine Wohnung mit frisch gewaschenen und geföhnten Haaren, geputzten Zähnen, deodoriert bis zur Fußsohle, mit Tupfern von exklusivem Eau De Toilette hinter den

Ohren und auf der Brust. Ganz in edles Schwarz gekleidet stand ich an der Wäscheleine, angestrahlt von der Nachmittagssonne, und wartete auf K. Sedelmeier. Um sechzehn Uhr zehn kam sie. Ich erkannte sie bereits, als sie noch gut hundert Schritte entfernt war. Sie trug Rock und Bluse, schwarz zu dunkelrot. Und Stiefeletten mit ungefähr Zehnzentimeterabsätzen. Ihr rötlich-blondes Haar flatterte im Wind. Oh, wie ich sie mochte, diese K. Sedelmeier! Nur ruhig bleiben Junge, sagte ich mir. Sprich deutlich, verhaspele dich nicht. Bring dein Anliegen so lässig wie möglich rüber. »Hallo!«, rief ich, als sie nur noch ein paar Schritte entfernt war. K. Sedelmeier blieb stehen, blickte mich zweifelnd an, deutete mit dem Zeigefinger in Richtung ihres Oberkörpers und sagte: »Meinen Sie mich?«

Ich nickte, und sie kam mit fragendem Gesichtsausdruck, ansonsten aber durchaus forsch, auf mich zu.

»Entschuldigen Sie, könnte es sein, dass die Sachen hier auf meiner Wäscheleine Ihnen gehören?« Ich deutete auf BH, Shirts und Top, die neben ein paar Handtüchern und zwei paar Hosen an der Leine baumelten. K. Sedelmeier zögerte zunächst, trat dann jedoch ganz dicht an die Wäschestücke heran, befühlte dieselben, indem sie mit ihren Fingern daran entlang strich und sagte: »Ich weiß nicht genau, glaube allerdings, die Sachen gehören mir nicht.« Nach einer kurzen Pause, in der sie mich prüfend ansah, sodass mir ganz anders wurde, richtete sie noch einmal das Wort an mich: »Wie kommen Sie darauf, dass es sich um meine Kleidungsstücke handeln könnte?«

»Nun ja«, sagte ich, »das könnte doch hinkommen.«

»Aber warum sollte ich meine Wäsche an Ihre Leine hängen?«, sagte sie und blickte mich mitleidig an, so, wie man eine Person anschaut, die mit vierzig noch Kaugummi kaut.

»Das ist es ja eben«, sagte ich, »das kann ich mir auch nicht erklären, aber vielleicht hat jemand Ihre Kleidungsstücke entwendet und an meine Leine gehängt.«

»Warum sollte man so etwas tun? Und nach dem Diebstahl hat dieser Jemand also die Wäsche gewaschen, um sie zum Trocknen an Ihre Wäscheleine zu hängen? Das ergibt doch keinen Sinn.« Und während K. Sedelmeier ihre Hände vorstreckte, um die Kleidungsstücke erneut zu befühlen, sie hatte kleine, zierliche Hände, war ihr wohl eine Idee in den Sinn gekommen: »Sind Sie noch eine Weile hier?«, fragte sie, »sagen wir zwanzig Minuten?«

»Das lässt sich einrichten«, antwortete ich. Während dieser zwanzig Minuten rauchte ich drei Zigaretten hintereinander weg. Dann sah ich K. Sedelmeier zurückkommen. Sie machte ein freundliches Gesicht, und als sie näherkam, sah ich, dass sie ihre Lippen mit einem dunklen Rotton nachgezogen hatte.

»Es sind tatsächlich meine Sachen«, sagte sie, »Sie sind ja ein richtiger Held.« Und aus Dankbarkeit lud mich K. Sedelmeier zum Essen ein. Beim Nachtschiff erfuhr ich, dass das K. für Krimhilde stand, der Vorname ihr aber von Kindheit an eher unangenehm war. Ich versuchte, beruhigend auf sie einzuwirken und sagte: »Ach, ob Krimhilde oder Kunigunde, das ist doch Jacke wie Hose.« Und dann lachten wir beide.

Ein paar Wochen hielt die Beziehung zwischen mir und Krimhilde Sedelmeier. An einem sonnigen Mittwochmorgen fand ich ihren Abschiedsbrief auf dem Küchentisch. Es täte ihr schrecklich leid, stand in dem Brief. Sie wäre inzwischen überzeugt, dass auf Dauer nicht gut gehen könne, was mit einer Lüge begonnen habe. Wenn man sich unter anderen Umständen kennengelernt hätte, wäre eine gemeinsame Zukunft durchaus möglich gewesen, aber so, wie sich die Dinge nun einmal entwickelt hätten, also kurzum, die Wäsche von der Leine hätte ihr gar nicht gehört.

S.I.S.

Die Spieleidenschaft zwang mich in die Pokerfalle, und als ich Dustin Mumpitz kennenlernte, saßen mir schon die Gebrüder Grimm im Nacken. Diese Gebrüder Grimm waren zu dritt und erzählten ganz besondere Märchen. Als wandelnde Quadrate waren sie so breit wie sie lang waren, und ihr Equipment bestand aus diversen Totschlägern, Gummiknüppeln und Schlagringen. Ansonsten zeigten sie sich exklusiv und modebewusst mit Hipster-Bärtchen und Haar-Zöpfen in ihren Markenanzügen von Tommy Hilfiger. Alle drei hatten ein Faible für klassische Musik. Die konnte man ordentlich laut stellen, die klassische Musik, ohne dass gleich ein Nachbar auf die Idee kam, die Polizei anzurufen. Die Musik laut zu stellen, gehörte bei ihrem Job irgendwie dazu ...

Die Grimms waren in der Szene bekannt wie bunte Schweine. Sie hatten sich in den letzten Jahren als Geldentreiber für Luigi drei Namen gemacht und Luigi, über den musste man nicht viele Worte verlieren, Luigi kannte nun wirklich jeder. Und jeder, der Luigi kannte, wusste, dass es besser war, Luigi nicht zu kennen, oder wenn schon, dann nur aus weiter Ferne. Ich kannte Luigi aus der Nähe. Zwangsläufig. Wegen meiner Sucht nach Pokerpartien. Eine schöne Sache das Pokern, das Bluffen gefällt mir besonders gut, das so tun als ob. Wenn nur die Pechsträhnen nicht wären ...

Das Ende vom Lied meiner ersten Pechsträhne: Ich schuldeten Luigi Fünftausend, und da ich mit der Zahlung leicht in Verzug geraten war, bekam ich eines Abends Besuch von den Grimms. Sie verhielten sich überaus entgegenkommend. Ich durfte wählen zwischen Beethoven und Wagner und auch zwischen den grünen und den blauen Gummiknüppeln. Allein meine Sammlung an raren Mozart-Schallplatten rettete mich für den Augenblick und

verschaffte mir eine Fristverlängerung von vierundzwanzig Stunden. –

Immerhin und dennoch, fünftausend innerhalb eines Tages aufzutreiben, das war – weiß Gott – eine undankbare Aufgabe. Geldleihen vertrug sich weder mit meiner Kreditunwürdigkeit noch mit meinen ins Nichts gefallenem Kontoständen. Da kam mir Dustin Mumpitz wie gerufen. Ich begegnete ihm am Abend auf einer dieser In-Partys, ein Ehemaligen-Treffen von RTL-Doku-Soap-Darstellern. Auf diesen Festen war ich gern zu Gast, da ließen sich häufig gute Geschäftsabschlüsse erzielen. Ich handelte seit Jahren schon mit allerlei nützlichen Dingen. Mit Gebrauchsärgen und Urnen etwa, beste Qualität mit allen Papieren, Unterlagen über die Vorbesitzer, deren Liegezeiten und so weiter. An meinen finalen Gebraucht-Verhältnissen herrschte auf diesen Partys normalerweise reges Interesse, aber dieses Mal nicht. Auch Dustin Mumpitz wollte weder Sarg noch Urne. Er machte auf mich einen dermaßen zerknirschten Eindruck, als würde er sich für immer schuldig gesprochen im Gerichtssaal von Barbara Salesch befinden. Dustin sprach mich an, weil er von irgendwem gehört hatte, dass ich das Unmögliche möglich machen konnte.

»Kann schon hinkommen«, sagte ich, »um was geht es denn?«

»Mein Problem ist die Hannelore, meine Frau«, sagte er, und schob sinngemäß hinterher, dass Hannelore ihm insgesamt eine gute Frau aber eben manchmal auch im Weg wäre, insbesondere neuerdings in der Firma, und zwar genau genommen seit Lucy, die neue Praktikantin, in seiner Abteilung angefangen hätte. Es wäre ein Wunder ..., sagte Dustin Mumpitz und bekreuzigte sich, während er fortfuhr, ... ein Wunder, dass Hannelore, die nur eine Abteilung weiter jobbte, sie beide, also ihn und Lucy, noch nicht erwischt hätte beim Herummachen.

»Lucy ist aber auch rattenscharf«, sagte Dustin und schnalzte mit der Zunge.

»Wie viel wäre dir die Problemlösung denn wert?«, fragte ich ihn, präsentierte ihm meinen Problem-Entferner und am nächsten Vormittag hatte ich meine Fünftausend beisammen. So entkam ich den Gebrüder Grimm fürs Erste.

Die Julisonne strahlte vom Himmel, es hätte also ein schöner Sommer werden können. Hätte. Die Pokersucht verknüpft mit der einprägsamen Formel *Einmal ist Keinmal* bezwangen mich erneut. Und Überraschung! Die Pechsträhne folgte auf dem Fuße. Als ich Dustin Mumpitz das zweite Mal sah, einen Tag später vor meiner Wohnungstür, wusste ich, dass es Schutzengel gab, und dass meiner ein besonders wachsames Auge auf mich hatte ...

In mir wütete noch die Erinnerung an den vorangegangenen Abend, an den Schuldschein in meiner Manteltasche über weitere fünftausend für vergeigte Pokerspiele mit Luigi, zahlbar innerhalb von vierundzwanzig Stunden: »Wir möchten Sie darauf aufmerksam machen, dass bei Nichteinhaltung der Zahlungsfrist augenblicklich die Märchenstunde beginnt, und die hat nicht nur sechzig Minuten ...« So lautete das Kleingedruckte auf dem Schein, was jedoch für Kleingedrucktes verdammt gut lesbar war. Gut also, dass der Schutzengel mir erneut Dustin Mumpitz vorbeigeschickt hatte. Ich war mir sicher, dass Dustin mir auch dieses Mal aus der Klemme helfen würde. Also bat ich ihn herein und fragte anteilnehmend, was mit seinem linken Auge passiert wäre. Über dem Auge thronte ein Veilchen von enormer Größe, ein komplettes Kuhauge hätte sich dahinter verstecken können.

»Erzähl mal, was war los, Dustin?«, sagte ich, den Unwissenden mimend, obgleich ich mir denken konnte, was passiert war. Und träfen meine Gedanken zu, hätte ich einen nicht unerheblichen Anteil an Dustins Gesichtsver-

änderung. Ich schob ihn vor mir her durch den Wohnungsflur und bot ihm in der Küche Platz an. »Was trinken?«, fragte ich und öffnete die Külschranktür.

»Nein danke, mir ist nicht nach Getränken«, sagte Dustin und legte die Fernbedienung auf den Küchentisch. Ich genehmigte mir einen Doppelten und setzte mich zu Dustin.

»Das Ding geht nicht richtig«, sagte er und deutete auf den Küchentisch. Da lag sie, meine Fernbedienung, die Spezial XZ. Unter diesem Namen hatte ich sie ihm verkauft. Für Fünftausend. »Hast du dir vorher die Gebrauchsanweisung durchgelesen?«, fragte ich Dustin.

»Was soll da schon drinstehen, ich weiß doch, was man mit einer Fernbedienung macht«, antwortete Dustin, »und diese hier hat außer der Einschalttaste nur noch zwei weitere Tasten, und die habe ich nacheinander ausprobiert. Aber weder *Away* noch *Back* hat funktioniert.«

»Nun, die Spezial XZ sieht einfach aus auf den ersten Blick. Aber es gibt trotzdem ein paar Dinge im Vorfeld, die es zu bedenken gilt. Was wiegt sie denn, deine Hannelore?«

»Was weiß ich, ne Fliege ist sie nicht gerade«, sagte Dustin.

»Also mehr ein Brummer?«, fragte ich.

»Ein Brummer mit einer ordentlichen rechten Klebe, weiß Gott«, sagte er und deutete auf sein Veilchen.

»Okay Dustin, hättest du die Gebrauchsanweisung gelesen, hättest du gewusst, dass die Spezial XZ nur Leute bis achtzig Kilo wegmachen kann«, sagte ich, »und was bringt dein Brummer auf die Waage?«

»Weiß nicht genau«, nuschelte Dustin und hielt mir ein Foto von seiner Hannelore entgegen.

»Na das sieht man doch auf den ersten Blick, dass die gute Hannelore mindestens neunzig Kilo auf die Waage bringt, das kriegt die Spezial XZ nicht weg«, sagte ich, »also sieh

zu, dass du deine Frau auf neunundsiebzig runterbringst, dann funktioniert alles tadellos.«

»Wie soll ich das denn machen?«, stöhnte Dustin, »Hannelore liebt ihre Pfunde, die verzichtet nicht auf ein einziges ihrer Kilos.«

»Du musst es mit einer Diät probieren, einer Spezialdiät, von der sie nichts bemerkt.«

Dustin machte ein großes rechtes Auge und zuckte mit den Schultern.

»S.I.S.«, flüsterte ich verschwörerisch.

»Sis?« echote Dustin.

»Ist eine Abkürzung«, sagte ich, und als Dustin noch immer mit den Schultern zuckte und dazu ununterbrochen

»He?« machte, fügte ich hinzu: »Eine ganz spezielle Sache, nennt sich Schlank im Schlaf.«

»Und was ist das? Und wie geht das?«

»Wer nicht fragt, bleibt dumm, was Dustin«, lachte ich und schlug ihm auf die Schulter: »Du bist schon okay, und darum helfe ich dir auch sehr gern ein zweites Mal. Die Sache kostet dich allerdings noch einmal fünftausend.«

»Gibt's wieder eine Gebrauchsanweisung?«, fragte Dustin.

»Ist dieses Mal ganz ohne«, sagte ich, nahm die Scheine vom Tisch, steckte sie in die Hosentasche und bat Dustin um einen Augenblick Geduld.

Ich tat geheimnisvoll, als ich ihm das Röhrchen mit den Pillen überreichte: »Du gibst ihr jeden Abend eine und am Wochenende morgens und abends eine, und in ein paar Wochen schon hast du sie runter auf neunundsiebzig Kilo, versprochen«, sagte ich.

»Und wie funktioniert das?«, fragte Dustin und gab den Schlaumann, als er umständlich von sich gab, dass solche Pillendiäten doch alle nicht helfen würden.

»Ganz einfach«, sagte ich: »Deine Hannelore wird nach der Einnahme der Tabletten deutlich länger schlafen, und

wer länger schläft, isst automatisch weniger, denn während man schläft, kann man nicht essen, und wer nicht isst, nimmt zwangsläufig ab, das ist sogar medizinisch nachgewiesen.«

»Super«, rief Dustin Mumpitz, »geniale Idee, dass ich da nicht selbst draufgekommen bin!« – Er nannte mich noch den größten Erfinder seit dem lieben Gott und verabschiedete sich mit einer heftigen Umarmung.

Am nächsten Abend zahlte ich Luigi die Fünftausend und schwor mir, von nun an die Hände vom Pokerspiel zu lassen.

Zehn Tage später las ich in der Zeitung, dass man Dustin Mumpitz verhaftet hatte. Er stand unter dem dringenden Tatverdacht, seine Frau mit Schlaftabletten vergiftet zu haben.

Ist ihm wohl nicht schnell genug gegangen, dachte ich. Aber ich konnte ihn verstehen. Das erste Mal konnte ich Dustin Mumpitz verstehen. Das Foto in der Zeitung zeigte ihn und Lucy, und diese Lucy, die sah tatsächlich so was von rattenscharf aus ...

Säbel im Rücken

Ich war zur Vernehmung direkt zum Tatort bestellt worden und machte mich auf den Weg. So geht die Kripo eben vor, wenn die Situation danach ist, dachte ich. Kein Grund zur Beunruhigung. Das Wichtigste für dich wird sein, gelassen zu bleiben, die einstudierte Rolle herunterzuspielen ...

Stimmen drangen auf den Hausflur. Die Wohnungstür war nur angelehnt. Ich entschied mich, weder zu klingeln noch zu klopfen, betrat die Wohnung und ging den Stimmen entgegen. Die Tote lag im Schlafzimmer. Ein Säbel steckte in ihrem Rücken. Ein Krummsäbel. Sie lag in

Bauchlage auf der hellgrauen Auslegeware in einer mittelgroßen Blutlache und der Säbel, dessen Krümmung gering war, sodass er als Stichwaffe eingesetzt werden konnte, steckte unterhalb ihrer Schulterblätter, rückenmittig. Die Tote war Judith, daran bestand kein Zweifel, auch wenn ich ihr Gesicht nur bruchstückhaft sehen konnte, da der Rest von der Auslegeware und dem nach vorn fallenden Haupthaar verdeckt war. Sie trug die Sachen, die sie zuletzt getragen hatte, als ich bei ihr war. Es waren allemal vier Stunden vergangen, seit ich sie besucht hatte. Jemand mit Hut stellte sich mir als ermittelnder Beamter vor: »Und Sie sind?«, fragte er in meine Richtung gewandt und kam dabei einen weiteren Schritt auf mich zu. Ich nannte ihm meinen Namen. Sonst nichts. Knappe Antworten sind das Beste. Knapp und präzise, dachte ich. »Sie kennen die Tote?«, fragte der Mann mit Hut. »Wenn sie tot ist, sollte man dann nicht in der Vergangenheitsform sprechen?«, erwiderte ich. »Sind Sie Clown von Beruf?«, fragte der Mann mit Hut und lüftete denselben. Er trug rechten Seitenscheitel. Das kam nicht häufig vor. Scheitelträger sind in aller Regel Linksscheitelträger. Es gibt noch die Variante des Mittelscheitelträgers. Diese Spezies trug den Scheitel gern mit Schnäuzer kombiniert, dazu gestreifte Hosenträger. Längs gestreifte Hosenträger. Der Mittelscheitel erlebte allerdings nur eine kurze Blütezeit. Scheitel rechts hatte jedoch zu allen Zeiten Seltenheitswert. »Nein«, antwortete ich auf die Frage des Kommissars, ob ich ein Clown sei. Es folgte die wohl gewöhnlichste aller Kripofragen: »Wann haben Sie Frau Tamrad zuletzt lebend gesehen?« Ich schaute zur Uhr, zur Armbanduhr, klopfte gegen das Zifferblatt, nickte albern dazu, als hätte ich etwas Bedeutendes getan und sagte, indem ich dem Kommissar direkt in die Augen sah, mannhaft, mit klarem Blick: »Vor etwa viereinhalb Stunden.« Der Rechtsscheitelträger setzte daraufhin seinen Hut zurück auf den Kopf.

Ohne einen Spiegel zu bemühen, traf er exakt die Position, die der Hut vorher auch innehatte. Da steckt Übung dahinter, dachte ich, das geht nicht mal einfach so. Ich erwartete die erste entscheidende Frage. Für beide Seiten entscheidend. Die Frage, ob Frau Tamrad noch lebte, als ich sie vor viereinhalb Stunden verlassen hatte. Beantwortete ich diese Frage mit Nein, war die Angelegenheit fürs erste geklärt. Würde ich aber nicht tun. Auf keinen Fall würde ich auf diese Frage mit Nein antworten. Da würde ich mich direkt ans Messer liefern oder an den Säbel, um genauer zu sein. Es folgte jedoch diese Frage nicht, so wie häufig im Leben gar nicht das folgt, was man erwartet. Der Mann mit Hut wurde von einem Kollegen, einem jüngeren Kollegen, herbeigewinkt und sagte in meine Richtung gewandt: »Warten Sie bitte einen Augenblick.« Noch ehe er einen ersten Schritt von mir weg machen konnte, fragte ich ihn: »Darf man hier rauchen?« – Sicher, es war eine ungewöhnliche Frage. Vor einiger Zeit noch hätte man einfach drauflos geraucht, aber das war in diesen Zeiten nicht mehr so einfach, und Judith Tamrads Wohnung war ja nun, obgleich die Miete sicher noch bis zum Monatsende bezahlt war, nicht mehr wirklich ihre Wohnung, so wie Tote ja keinen Besitz an etwas erlangen oder behalten können, auch wenn sie dafür bezahlt haben. »Von mir aus rauchen Sie ruhig«, sagte der Mann mit Hut und da war er schon auf halbem Weg zum jüngeren Kollegen. Wenig später standen die beiden etwa sechs Schritte von mir entfernt im Türrahmen zum Schlafzimmer, und der jüngere Kollege sagte etwas, das von den Mundbewegungen so aussah wie »Spermaspuren gefunden«. Sieh an, haben sie also bei der Toten Spermaspuren sichergestellt, dachte ich, na, da wird wohl gleich eine Blutentnahme folgen mit anschließender Speichelprobe. Der Kommissar mit Hut sprach mit einem Mann, der aussah wie ein Mediziner, vielleicht Gerichtsmediziner und führte ein kurzes Telefonat über sein ausklappbares, goldenes Mobiltelefon,

nickte aber währenddessen schon zu mir herüber und machte eine Handbewegung, die mir signalisieren sollte, dass er sich gleich erneut mit mir beschäftigen würde.

»Darf ich den Aschenbecher benutzen?«, fragte ich den Kommissar, als er wenig später neben mir stand.

»Warum nicht?«, sagte der Kommissar.

»Nun, es geht um Mord«, sagte ich, »da drückt man doch nicht einfach eine Zigarette in den Aschenbecher. Wer weiß, was später daraus entsteht.«

»Woher wissen Sie, dass es sich um einen Mord handelt?«, fragte der Kommissar, und er lächelte dazu, so ein bestimmtes Lächeln, das man wohl verschmitzt nennt.

»Kombiniert«, sagte ich. Nur das eine Wort. Knapp und präzise. »Eine Tote plus die Kripo ergibt Mord.«

»Jurist sind Sie nicht«, sagte der Rechtsscheitel tragende Kripomann.

»Bin ich nicht«, echote ich. So ein Verhör zieht sich ganz schön, dachte ich.

Als hätte der Kommissar meine Gedanken mitgehört, folgte nun endlich die entscheidende Frage: »Lebte Frau Tamrad noch, als Sie vor viereinhalb Stunden ihre Wohnung verließen?«

»Ja, sie lebte noch«, sagte ich und dachte an den alten Holzmichel.

»Sind Sie sicher?«, setzte der Kommissar nach, lüftete erneut den Hut, allerdings nicht ganz akkurat, sodass seine Frisur leicht durcheinandergeriet. Es kamen vier bis fünf Haare auf seinem linken Ohr zu liegen. Das war bestimmt nicht vorgesehen. Meine Ahnung trog mich nicht, denn kaum hatte ich fertig gedacht, machte er mit der rechten Hand eine Wischbewegung über sein Haupthaar in Richtung linkes Ohr und zwang so die widerspenstige Frisur zu neuer Ordnung. So sind sie wohl, die Rechtsscheitelträger, sinnierte ich und wunderte mich, dass ich in dieser

Situation als Pendler zwischen Tatverdächtiger und mutmaßlichem Mörder solch banale Dinge überhaupt denken konnte.

»Sie unterhielten eine Beziehung zu Frau Tamrod?«

Wie sich das anhört, dachte ich und echote in Gedanken *unterhielt eine Beziehung*, sagte aber: »Das ist nicht in einem Satz gesagt.«

»Wir haben genug Zeit für zwei Sätze. Machen Sie schon.« Und dann tat der Kommissar etwas, das hätte ich an seiner Stelle nicht getan. Vielleicht war es eine Geste der Nervosität, der Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Vernehmung, jedenfalls fuhr er sich nochmals mit der rechten Hand übers Haar, wobei er seine Finger forkenartig gespreizt hielt und schob sich so beim Zurückziehen ganze sieben Haare aufs linke Ohr. Es war kaum mitanzusehen. Zerstörte die Ordnung.

»Eine Affäre«, sagte ich. Knapp und präzise.

»Was verstehen Sie unter einer Affäre? Hatten Sie Sex? Mein Gott, hatten Sie vor fünf Stunden Sex mit dieser Frau?« Endlich kam Schwung in die Angelegenheit. Es hatte jedenfalls den Anschein, hing aber auch von meiner Antwort ab, davon, ob ich ebenfalls Gas gab oder bremsen würde. »Wollen Sie meine Körperflüssigkeiten? Ich wäre bereit.«

»Kann ich Ihrer Antwort entnehmen, dass Sie eine Aussage in dieser Angelegenheit verweigern? Machen Sie nur so weiter, ich kann sie auf der Stelle als dringend tatverdächtig festnehmen.« Die sieben Haare tanzten irrwitzig auf seinem linken Ohr herum, da sich der Kommissar, während er die Drohung von der Inhaftierung gegen mich aussprach, hin und her bewegte, genauer auf und ab. Er pumpte sich hoch, verlagerte das Gewicht auf die Fußspitzen und hob gleichzeitig die Ballen an. »Es tut mir leid«, begann ich und verlieh meiner Stimme einen sanftmütigen Klang: »Ich kann es Ihnen nicht sagen, einfach weil ich es nicht genau weiß.«

»Ha«, machte der Kommissar, »Sie wissen also nicht, ob Sie vor fünf Stunden mit Frau Tamrad Sex hatten? Waren Sie betrunken oder nicht bei Sinnen?«

Ich schüttelte den Kopf, was keine Auswirkungen auf meine Frisur hatte. »Frau Tamrad mochte keinen normalen Sex.«

»Welchen sexuelle Praktiken gingen Sie dann mit Frau Tamrad nach?«

»Es ist nicht so einfach zu erklären«, sagte ich wahrheitsgemäß, »jedenfalls waren wir zusammengekommen.« Ich beschloss die Sache ein wenig abzukürzen, insbesondere, weil der Kommissar seine Drohung wiederholte und nun sogar vom Haftrichter sprach und einer Verfügung, die er gegen mich erwirken würde. »Bei Frau Tamrad lief nichts ohne Kneifen und diesen Spruch, den ich wiederholt aufrufen musste«, gab ich an. Was wusste ein Rechtsscheitelträger, dazu Kommissar von Beruf, von gewissen Vorlieben beim Sex. Ich fühlte mich verpflichtet, konträr meiner Devise Knapp und präzise, zu weiteren Erklärungen anzusetzen und sagte demnach: »Ich wusste nichts von den Gelüsten der Frau Tamrad. Als wir uns kennenlernten, machte Sie keine Andeutung in diese Richtung. Das tat Sie erst vor etwa fünf Stunden.«

»Ich fasse für Sie zusammen«, sagte der Kommissar und pumpte sich recht zügig fünf Mal hintereinander hoch, »Sie wollten normalen Sex mit der Dame, während diese Sie dazu aufforderte, Sie zu kneifen und etwas Bestimmtes zu rufen. Stimmt das so?«

»Richtig. Ich sollte in ihren Po kneifen. Und zwar in die rechte Pobacke. Mittig. Dazu sollte ich immer wieder aufrufen *Ficken ist scheiße*.«

»Ficken ist scheiße?«, äffte der Kommissar nach. Dann war erst einmal Stille. Ich nutzte die Pause, um mir eine weitere Zigarette anzuzünden.

»Und dann, was geschah weiter?«, fragte der Kommissar schließlich und pumppte sich in die Höhe und pumppte und die sieben Haare tanzten.

»Anfangs kniff ich sie. Sogar ordentlich. Sie hatte pralle runde Arschbacken. Da konnte man gut reinkneifen. Und ich rief *Ficken ist scheiße*. Einigermaßen laut. Natürlich nicht so laut, dass es die Nachbarn hätten hören können. Aber sie war nicht zufrieden. Sie wollte es lauter und vor allem fester. So fest wie sie es wollte, konnte ich überhaupt nicht kneifen. Ich bin auf diese Dinge auch nicht trainiert. Und außerdem piff sie mich an, ich solle auf der Stelle mit dem Stöhnen aufhören. Das wäre unglaublich. Ich könne nicht einerseits *Ficken ist scheiße* rufen und zeitgleich Lustgeräusche absetzen.«

»Hatten Sie einen Samenerguss?«

»Kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Mir war nicht so, aber wer weiß, vielleicht kamen ja doch ein paar Tropfen. Sie stieg jedenfalls irgendwann von mir herunter und sagte, ich wäre ein elender Ficker.«

»Und daraufhin haben Sie Rot gesehen, den Säbel genommen und Frau Tamrad zwischen die Schulterblätter gerammt. Ist das richtig?«

»Nein«, sagte ich, »das ist nicht richtig«, und fügte bestärkend hinzu, dass ich jederzeit bereit wäre, mich einem Lügendetektortest zu stellen.

»So, so«, machte der Kommissar und strich sich ein drittes Mal über die Haare, wobei er vier Haare vom linken Ohr herunter schob. Ich schaute fragend, bemühte mich zumindest fragend zu schauen. Fragend schauen erschien mir in meiner Lage am unverfänglichsten und auch glaubwürdig. Der Kommissar pumppte wieder. Wir standen direkt bei der Toten. Und da war ein Geräusch. Ein Herzschlaggeräusch. Ich dachte zunächst, es wäre das Herz vom Kommissar, oder mein eigenes, aber das Geräusch kam eindeutig von unten. Von der Toten. Ich entsann mich der kruden Story vom ollen Edgar Allan Poe und

sagte mir, bleib mal ganz entspannt. Aber der Kommissar rief gleich: »Sie ist gar nicht tot!«, und er fuchtelte wild mit den Armen, beorderte zwei Hilfskollegen herbei und befahl den Beiden: »Dreht Sie um!«

»Was ist mit dem Säbel in ihrem Rücken?«, fragte einer der beiden Hilfskollegen und sah den Kommissar von unten an.

»Wir dürfen ihn nicht herausziehen. Wenn sie noch lebt, müssen wir den Säbel stecken lassen«, sagte der Kommissar. Mir kam das komisch vor, insbesondere weil er etwas von einem Reifen faselte, in welchem ein Nagel steckte und dass man einen solchen Nagel auch unter keinen Umständen herausziehen dürfe, weil dann sämtliche Luft entweichen würde. Ich hielt Ausschau nach dem Mediziner, aber der war wohl schon fort. Die beiden Hilfspolizisten drehten die Tote, sodass sie auf dem Rücken zu liegen kam. Die Säbelklinge ragte ein paar Zentimeter aus ihrem Brustkorb. Der Kommissar hatte sich über sie gebeugt. Seine rechte Wange befand sich nur wenige Zentimeter neben jener Stelle, an der die Säbelspitze aus ihrer Brust ragte. »Wir haben uns getäuscht«, sagte der Kommissar und erhob sich, »sie ist mausetot.« Er strich die Bügelfalte seiner Stoffhose glatt, und dann sagte er plötzlich: »Wo ist eigentlich mein Hut?« Während die beiden Hilfskommissare durch die Wohnung liefen, um den Hut zu finden, fuhr sich der Kommissar mit beiden Händen durch die Frisur und forkte links wie rechts ein kapitaless Büschel Haare auf die Ohren.

»Aus, aus!«, brüllte da eine Stimme aus dem Off, »das geht nun gar nicht! Sie tragen einen sauberen, ordentlichen, rechten Scheitel, wollen Sie sich und unseren Film lächerlich machen? Die ganze Szene noch mal auf Anfang!

Und hopp, hopp! Sind alle soweit?«

Köpfe nickten, und schon rief die Stimme aus dem Off:

»*Ficken ist Scheiße*, die Zehnte... und Action!«

Bonnie ohne Kleid

Kurz vor Mitternacht schellte es. Der Türspion zeigte mir den kleinen Mann. Er wohnte direkt über mir. Ich hatte kaum Kontakt zu ihm. Guten Tag. Mahlzeit. Guten Abend. Nicht einmal ein Gedankenaustausch übers Wetter oder den Flurputz. Hätte mich etwa die Polizei zur Person des kleinen Mannes befragt, hätte ich geantwortet: »Kariert.« Er trug mit Vorliebe kariert. Hemden, Sakkos, eben soweit es den Oberkörper betraf, kam er stets kariert daher. Auch in diesem Augenblick, um 23:46 Uhr vor meiner Wohnungstür. Der kleine Mann in großen Karos. Ich zögerte, zweifelte. Und ich besaß eine Entscheidungshilfe für schwierige Fälle beim Leuten die Türe öffnen. Eine Lostrommel. Befand sich links neben der Wohnungstür auf einem Tischchen. Nur zwei Kugeln wohnten in der Trommel. Sonst verlief alles wie bei der Lottoziehung. Um zehn Minuten vor Mitternacht lautete das amtliche Ergebnis der Ziehung: »Türe auf.«

Der kleine Mann zeigte sich zunächst erstaunt, wobei ich nicht sagen konnte, woran es lag. Mag sein, dachte ich, er ist ein wenig erschrocken, weil er nicht mehr mit einer geöffneten Wohnungstür gerechnet hat, oder aber mein gleichfalls kariertes Hemd, kleine Karos, versetzte ihn in Erstaunen. Ja, auch ich trug diese Nacht kariert. Zufall. Ich besaß nur das eine karierte Hemd und hatte keine Ahnung, dass der kleine Mann gerade heute bei mir schellen würde. Sonst hätte ich es auf keinen Fall angezogen. Mir lag es fern mit dem kleinen Mann in eine Schublade gesteckt zu werden. Etwa in die Sockenschublade. Da würde ich den kleinen Mann einsortieren, weil es die unterste in meinem Schrank ist.

»Sorry«, meldete sich der kleine Mann zu Wort, »ich störe nur ungerne, aber mein Fisch ist weg.«

»Na«, sagte ich, »vielleicht hat ihn die Katze geholt.« Die Antwort kam spontan. Ich hatte nicht nachgedacht. Ich

kombinierte Fisch, Fischbrot, Unachtsamkeit und zack die Katze.

»Das ist es nicht«, sagte der kleine Mann, »und ich besitze auch gar keine Katze.«.

»Vielleicht hatten sie ein Fenster aufstehen, und es war die Katze vom Nachbarn«, erwiderte ich, ehe mir auffiel, dass ja auch ich ein Nachbar war und so schob ich gleich hinterher: »Nur um das einmal klarzustellen, ich habe ebenfalls keine Katze, nicht einmal einen Kater.«

»Mein Plattfisch«, sagte der kleine Mann, »ist mir einfach weggeglitscht.« Zunächst dachte ich einen Augenblick darüber nach, dass es das Wort weggeglitscht womöglich gar nicht geben würde, und dass der kleine Mann hier nur eine unglückliche Variante des Verbs entweichen benutzen wollte. Im Imperfekt also »entwichen« in Bezug auf seinen Plattfisch. Gedankenschnell wechselte ich aber zum eigentlichen Thema zurück, nämlich zur Frage, was es für einen Grund geben konnte, dass mir der kleine Mann, große Karos, derartiges wohl um kurz vor Mitternacht erzählte und sagte schließlich: »Falls der Grund Ihres Besuchs meine Angel sein sollte, so muss ich Ihnen sagen, dass ich gar keine besitze und auch noch nie eine besessen habe und ebenso wenig ein Fischernetz oder eine Reuse.« Nun endlich begann der kleine Mann sich zu erklären. Ein wenig umständlich zwar und er benutzte in einem fort die Wortkombination »hier jetzt gleich«, aber ich erfuhr immerhin, dass ihm wohl beim Aufrüsten des Aquariums ein Missgeschick widerfahren und ihm so sein Plattfisch abhandengekommen war. »Er ist mein Wegbegleiter über so viele Jahre schon«, sagte der kleine Mann, und eine Träne lief ihm über die Schulter, natürlich von der Wange aus. Er hatte eine merkwürdige Kopfform. Und seltsame Schultern. Die Träne blieb in einem der Karos hängen und machte dort einen Fleck. Vorübergehend, ehe sie verging.

»Wo haben Sie ihn zuletzt gesehen, Ihren Plattfisch, und besitzen Sie ein Foto von ihm?«, fragte ich anteilnehmend. Ja, er tat mir leid, der kleine Mann.

»Er glitschte hier jetzt gleich«, sagte der kleine Mann, »durch die Fußbodenritze, die mittig in Ihre Schlafzimerdecke führt.«

»Also bitte schön«, sagte ich, »wie kann denn da eine Ritze sein, die mittig in meine Schlafzimerdecke führt, und wer hat das zu verantworten und vor allem, kann man durch die Ritze etwas sehen?« Dabei stellte ich mir den kleinen Mann vor, wie er hier jetzt gleich in seinem karierten Schlafanzug auf dem Bauch lag und durch die Ritze mittig in mein Schlafzimmer glotzte, während ich Damenbesuch ..., weiter wollte ich es mir gar nicht vorstellen. Und nun also der Plattfisch. Womöglich war sein Mitgefühl mit dem Fisch nur vorgetäuscht, und es ärgerte ihn lediglich, dass ihm der in die Ritze entwichene Fisch die Sicht auf meinen Damenbesuch nahm. Und nun war er gekommen, damit ich den Fisch aus der Ritze nahm, damit er wieder sehen konnte. Welche Dreistigkeit. »Die Kleinen sind nicht ohne«, das war ja ein bekanntes Sprichwort. Stadtbekannt. Gerade in dieser Stadt.

»Ach bitte, so helfen Sie mir doch«, sagte der kleine Mann, »es eilt, weiß ich doch nicht wie lange Bonnie ohne Kleid in der Ritze überleben kann.«

»Bonnie ohne Kleid?«, sagte ich, »was ist denn das für ein Name für einen Plattfisch? Und warum versuchen Sie nicht, ihn mit der Grillzange aus der Ritze zu befreien?«

»In einem Satz gesagt«, sagte der kleine Mann und benötigte gleichwohl zwei Sätze zur Beantwortung: »Diese Dinge hängen ja miteinander zusammen. Bonnie ohne Kleid reagiert äußerst hysterisch auf Grillzangen, weil denn eine solche mittelbar die Schuld trägt, dass er ohne Schuppenkleid dasteht. Verstehen Sie?«

»Jedes Wort«, sagte ich. Dabei lief mir das Wasser im Mund zusammen. Nur Sekunden später dachte ich an

eine Rohrzange, vermied aber aus Taktgefühl einen solchen Vorschlag anzubringen, fragte stattdessen: »Was erwarten Sie von mir?«, und verschränkte abwehrend die Arme vor der Brust.

»Nun Sie haben längere Finger«, sagte der kleine Mann. Und in der Tat. Jetzt sah ich, dass er äußerst kurze Finger hatte, dazu Wurstfinger, Leberwurst oder Mortadella, ja er hatte diese kleinen dicken Mettwurstfinger, aber das war ja auch irgendwie konsequent. Ein kleiner Mann mit langen Fingern, das würde nicht aussehen. Der kleine Mann ging voran, und ich folgte auf dem Fuße. Es war eine beachtliche Ritze, wenn sie denn den Blick freigab auf mein Schlafzimmer, da hätten sogar bis zu drei Personen Platz zum Schauen.

»Bekommen Sie abends häufiger Besuch?«, fragte ich den kleinen Mann.

»Nein«, antwortete dieser nur und bat mich doch nun endlich meine langen Finger in die Ritze zu stecken, um Bonnie Ohne Kleid das Leben zu retten.

»Gemach, gemach«, hub ich an, »beißt er denn, der Fisch, wenn ich ihn packe?«

»Aber nein«, lachte der kleine Mann, »um Himmels Willen, Bonnie ohne Kleid kann doch nicht beißen.« Und so tastete ich ganz im Vertrauen auf die herausgelachte Beteuerung des kleinen Mannes, große Karos, in die Ritze und fühlte etwas, das sich anfühlte wie ein glitschiger Fisch.

»Haben Sie ihn, lebt er?«, rief der kleine Mann in einem Atemzug.

»Ich bin zwar kein Tierarzt, aber ich glaube, er lebt«, sagte ich »und gleich habe ich ihn.«

Es gelang mir tatsächlich Bonnie ohne Kleid zu packen, also recht vorsichtig natürlich und ihn irgendwie aus der Ritze zu fummeln. Ich hätte mir selbst solch einen geschickten Umgang mit einem Plattfisch nicht zugetraut und Bonnie ohne Kleid verhielt sich auch tadellos, also

ruhig, ohne herumzuzappeln. Wahrscheinlich war er heilfroh, dass ich ihn aus der Ritze befreite, wenn denn ein Fisch überhaupt Frohsinnserfahrungen kannte. Der kleine Mann nahm mir den Plattfisch aus den langen Fingern und ich sah vier Tränen über seine Schulter laufen, eine von ihnen kam in etwa bis zum Zwerchfell, ehe sie in einem dunklen Karo verblich.

Eine gute Tat um Mitternacht, dachte ich so vor mich hin und hatte große Lust auf einen knackigen Reim, aber es fiel mir nur dummes Zeug ein, was dieser ungewöhnlich feierlichen Situation nicht gerecht wurde, und so schwieg ich lieber und zog mich behutsam Richtung Wohnungstür zurück. Der kleine Mann eilte mir hinterher, rief mir tausend Dank übers Treppengeländer, und am nächsten Tag fand ich ein Päckchen im Briefkasten, welches ein kariertes Hemd enthielt. Mittelgroße Karos. Als ich Wochen später Damenbesuch bekam, welcher mir gegen den Tauschwert einiger Geldscheine ins Schlafzimmer folgte, geschah es. Die Dame hatte sich gekonnt entkleidet, und ich fragte mehr aus Höflichkeit wie sie denn überhaupt hieß. Als sie Bonnie sagte und dabei gespielt verlegen lächelte, bekam ich plötzlich einen Heißhunger auf ein ordentliches Fischbrot. Mir lief geradezu das Wasser im Mund zusammen, und dann fragte ich Bonnie, ob sie daheim eine Katze hätte.

Catwoman im Wartezimmer

Es gibt Tage, die gibt es gar nicht. Zumindest dürfte es sie nicht geben. Den Montag, an dem die Geschichte ihren Anfang nahm, hätte man verbieten müssen ...

Es war früh am Nachmittag, und ich befand mich in sitzender oder besser kauender Position auf einem cremefarbenen Polsterstuhl im Wartezimmer einer Zahnarztpraxis. Ein mit der Zungenspitze gut zu ertastendes,

scharfkantiges Loch im zweiten Backenzahn hinten links im Oberkiefer war der Grund meines Aufenthalts. Die Angelegenheit machte Schmerzen. Gestern noch. Im Augenblick war Ruhe. Der Zahn tat nicht mehr weh, wohl aber meine Zungenspitze. Ich hatte kaum Platz genommen, als Catwoman das Wartezimmer betrat. Ihr Äußeres entsprach nicht unbedingt der Vorstellung, die mit diesem Namen verbunden ist. Sie war keineswegs eine junge, schlanke, von Kopf bis Fuß in hautenges schwarzes Leder gekleidete Beauty-Queen. Bei der Frau im Wartezimmer handelte es sich um Catwoman im wahrsten Sinne des Wortes. Ihre Kleidung war bedeckt von Tierhaaren, und sie roch unangenehm nach Katzenfutter. Im Wartezimmer waren mehr als fünf gepolsterte Stühle frei. Ich senkte den Blick gen Fußboden und versuchte mich klein zu machen. Es half nicht, sie wählte den Stuhl unmittelbar links neben mir. Sekunden später sprach sie mich an. Ich könne ihr helfen, sagte sie, und sie könne mir helfen. Kaum hatte sie den Satz ausgesprochen, händigte sie mir ein Din-A-4-Briefcouvert aus. Ich öffnete das Couvert und fand die ersten Seiten eines legendären Zauberer-Ratgebers von Houdini, den dieser nicht der Entfesselungskunst gewidmet hatte, für deren besonderes Know-how er bekannt war, sondern insbesondere den besonderen Fertigkeiten und Tricks des fachkundigen Zersägens einer Jungfrau. Das Inhaltsverzeichnis, welches gleich obenauf lag, verriet, dass sich die Seiten zwanzig bis siebzig des Ratgebers dieser Thematik annahmen.

Ich atmete schneller. Mein Herz schlug schneller. Ich geriet insgesamt in ein extremes Tempo, sodass ich im Stuhl hochschnellte und Catwoman folgte, die sich bereits erhob und zum Gehen gewandt hatte. Der Sprechstundenhilfe rief ich im Vorbeieilen zu, dass es sich um einen familiären Notfall handele, und ich später telefonisch einen neuen Termin vereinbaren würde. Catwoman lotste mich in ein Café in der Nähe der Zahnarztpraxis. Sie

nahm einen Bitter Lemon. Ich verlangte nach etwas Lauwarmem und bekam schließlich ein Wasser ohne Eis und Zitrone.

»Fragen Sie mich nicht, ich es weiß einfach«, sagte Catwoman.

»Was wissen Sie?«, antwortete ich automatisch.

»Ich weiß Bescheid über die Dinge, die Sie tun, über Ihre geheimen Fähigkeiten«, sagte sie, das heißt, sie flüsterte die Worte, als habe sie Angst, belauscht zu werden.

Darauf hatte ich keine Antwort. Und selbst wenn mir etwas Entsprechendes eingefallen wäre, es wäre nicht genug Zeit gewesen, dasselbe auszusprechen. Catwoman legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand quer über ihre Lippen, deutete mir mit dieser Geste an, dass ich schweigen solle und fuhr fort: »Können Sie es auch mit einer Katze tun?«

Ich machte ein verwirrtes Gesicht. Ich war verwirrt.

»Nicht was Sie denken«, sagte Catwoman, »es hat nichts mit mir und nichts mit Sex zu tun, es geht um Carlo.«

»Carlo, wer ist Carlo?«, fragte ich mehr aus Höflichkeit. Im Grunde wollte ich nichts wissen über einen Carlo. Mein Interesse galt ausschließlich den Seiten zwanzig bis siebenzig aus dem Ratgeber des großen Houdini, und der trug den Vornamen Harry. Ich fühlte bereits mittelschweren Ärger in mir aufkeimen, den Zahnarzttermin derart leichtfertig verpatzt zu haben und dachte, dass ich später noch Zahnschmerzen bekommen würde. Heftige Zahnschmerzen. Die ganze Nacht über. Zahnschmerzen, die sich immun zeigen würden gegen jede Dosis von Schmerzmitteln.

»Carlo ist mein sechsjähriger schwarzer Kater, und er hat sich vor ein paar Nächten draußen in der Nähe des Friedhofs etwas eingefangen«, flüsterte Catwoman. Sie machte ein ernstes, ja verzweifeltes Gesicht, sodass an einen Scherz nicht zu denken war.

»So, so«, sagte ich verwirrt und um Anteilnahme bemüht, »da hat er sich in der Nähe des Friedhofs etwas eingefangen, der gute Carlo. Schlimme Sache. Nur, wie kann ich Ihnen da helfen?«

»Ich sah Sie im Fernsehen, mir ist also bekannt, dass Sie hin und wieder exorzieren«, sagte Catwoman. Ich ahnte, worauf sie hinauswollte. Sie hatte aus einem TV-Beitrag die falschen Schlüsse gezogen. Ihre Bemerkung verärgerte mich geradezu, fühlte ich mich doch an mein Vorrundenausscheiden in der letzten Uri Geller Show erinnert. Ich bin Hobbyzauberer mit passablen Tricks, war allerdings während des Uri Geller Contests beim Zersägen einer Jungfrau knapp gescheitert. Die Erinnerung an mein Ausscheiden und die nachfolgenden gerichtlichen Auseinandersetzungen, der Jungfrau waren angeblich wichtige Körperteile abhandengekommen, ließ mich kurzzeitig an ein rasches Gesprächsende denken. Gerade rechtzeitig überreichte mir Catwoman ein zweites Couvert mit den Seiten vierzehn bis neunzehn des legendären Houdini-Ratgebers. Derart neu inspiriert, beschloss ich, ihre Hoffnungen, die sie in den Exorzisten in mir setzte, nicht jäh zu zerstören.

»Was genau ist mit Ihrem Carlo passiert?«, fragte ich stattdessen, Interesse heuchelnd und ging in Gedanken alles durch, was ich über Besessenheit und Exorzismus an Laienwissen gespeichert hatte: Obszöne Flüche ausstoßen, gelbgrünen Schleim spucken, den Kopf um dreihundertsechzig Grad drehen, vom Bett aus zur Zimmerdecke schweben können und so weiter. Die Waffen des Teufelsaustreibers waren meines Wissens: Kruzifixe, Bibelzitate, Knoblauchzehen und Weihwasser, wobei ich nicht sicher war, ob Knoblauchzehen nicht ausschließlich im Kampf gegen Vampirismus eingesetzt wurden.

»Ein ganz besonderer Dämon ist dort draußen in Carlo gefahren«, flüsterte Catwoman.

Ich schluckte. Fühlte mich eigenartig, als ich mich antworten hörte: »Bei allen Kruzifixen, eine Katze, die von einem Dämon besessen ist, davon habe ich allerdings noch nicht gehört, was hat Carlo denn, wie äußert sich seine Besessenheit?«

Catwoman entgegnete, dass ich selbst Augenzeuge der Besessenheit werden müsse. Wir verabredeten ein Treffen bei ihr daheim gegen zweiundzwanzig Uhr. Das war angeblich Carlos Zeit. Kurz darauf verließ er in aller Regel die Wohnung. Carlo war Freigänger. Nachtfreigänger. »Außerhalb der Wohnung lässt sich seine Besessenheit weit deutlicher und in ihrer ganzen Schrecklichkeit feststellen«, sagte Catwoman.

Als ich Carlo am Abend zu Gesicht bekam, hatte ich gleich das Gefühl: Den kennst du von irgendwoher. Es handelte sich zwar um einen waschechten Kater mit Fell und Schwanz, und doch hatte ich das Gefühl, sein Gesicht zu kennen. Ich kam allerdings nicht drauf, woher. Meine Ahnung sollte zur Gewissheit werden. Ich kannte das Gesicht. Es hatte zu tun mit dem Dämon, der in ihn gefahren war. Der Dämon hatte sich ein Stück weit Carlos Gesichtszügen bemächtigt, vor allem seiner Schnurrbarthaare. Punkt halb elf brach Carlo zum Nachtausflug auf. Catwoman und ich folgten ihm. Ein mit Catwoman befreundeter Techniker hatte Carlo mit einem Sender ausgestattet, der piepsende Signale aussandte und uns so ermöglichte, Carlos Aufenthaltsort jederzeit festzustellen. Eigentlich wäre es nicht nötig gewesen. Dort, wo sich Carlo aufhielt, war es ohnehin laut genug. Carlo hatte sich auf Hunde spezialisiert. Auf Nicht-Reinrassige. Er attackierte sie. Allerdings nicht allein. Eine Horde gleichgesinnter Katzen unterstützte ihn dabei. Es sah absurd aus, und doch geschah es direkt vor meinen Augen.

»Sehen Sie nur!«, rief Catwoman, und ich sah, wie sich Carlo auf einen dunkelbraunen Mischlingsrüden stürzte und ihm die ausgefahrenen Krallen ins Gesicht hieb. Das

tat Carlo, obgleich sein Gegenüber von beachtlicher Größe war und ein stattliches Herrchen die Hundeleine hielt. Im Schein der Straßenlaterne erkannte ich den Dämon in Carlos Gesicht. Carlo hatte unzweifelhaft das Antlitz des Führers. Selbst die Barthaare waren identisch. Es war grotesk, bizarr, absolut verrückt. Der Führer war in Kater Carlo gefahren und frönte in Carlos Gestalt erneut dem Rassenwahn. Aber wie nun dem teuflischen Treiben Einhalt gebieten? Die örtliche Antifa würde sich wohl kaum für den Fall interessieren ...

»Werden Sie helfen?«, fragte Catwoman, »ich hätte noch eine Kleinigkeit, die Sie interessieren könnte«, raunte sie und winkte mit einem weiteren Briefcouvert. Ich nickte eifrig und deutete so meine Bereitschaft an, ihrem Carlo zu helfen.

»Was werden Sie tun? Wie werden Sie vorgehen?«, fragte sie und ließ das Briefcouvert geschickt im Futteral ihrer Jacke verschwinden.

»Ich möchte zunächst ganz sicher gehen und werde Carlo auf die Probe stellen«, sagte ich und tat geheimnisvoll, tat so, als hätte ich einen ausgereiften Plan erarbeitet und hatte doch nichts als eine vage Idee. Wir verabredeten ein weiteres Treffen am nächsten Abend. Dieses Mal schon um zwanzig Uhr. Ich hatte Filme dabei. Altes Material von Guido Knopp und seinem Team sorgsam aufbereitete Ausschnitte aus Propagandafilmen der NS-Zeit. Carlo lag auf der Couch und schnurrte. Jedes Mal, wenn der Führer eine seiner Reden schwang, hob Carlo die rechte Vorderpfote auf bezeichnende Weise zum Gruß in die Höhe. Beindruckend wie beängstigend.

»Es gibt nur einen Weg«, tönte ich großspurig, »und der ist nicht ungefährlich.«

»Egal«, sagte Catwoman, »ich bin zum Handeln gezwungen, die Nachbarn formieren sich zum Gegenangriff.« Sie zeigte mir Drohbrieife entrüsteter Mischlingshundebesitzer aus der Nachbarschaft.

Am folgenden Abend kam ich zur Austreibung. Ich wusste nicht, ob mein Plan aufgehen würde, ich war froh, überhaupt eine Idee entwickelt zu haben. Die Aktentasche sah der Originalaktentasche zum Verwechseln ähnlich, und die Bombe tickte bereits, als ich gegen Abend das Carlo-Hauptquartier erreichte. Ich besaß keinerlei Ähnlichkeit mit Stauffenberg und hatte mich darum behelfsmäßig eines Namensschildes bedient.

Carlo lag auf der Couch. Ich lehnte die Aktentasche an einen der Füße des Couchtisches. Die Zeit tickte dahin. Die Bombe war scharf gestellt. Kein TNT, kein Sprengstoff, es würde nur einen lauten Knall geben, aber ich setzte darauf, dass der Krach ausreichen würde, um den Dämon zu vertreiben. Um sicher zu gehen, dass Carlo auf der Couch liegen blieb, sahen wir eine DVD mit Ausschnitten aus Leni Riefenstahls Olympiade-Filmen. Schön heroisch albern. Carlo gefiel es. Er blieb auf der Couch. Catwoman hielt meine Hand. Vor Aufregung. Später nicht mehr. Der DVD-Player hatte sich unmittelbar nach dem Knall ausgeschaltet, das TV-Gerät hatte daraufhin automatisch in den Fernsehempfang gewechselt. Genaugenommen zeigte es den Sender, der vor der DVD gesehen wurde. Die ARD. Zum Zeitpunkt des Knalls und auch im Anschluss teilte sich Herr Beckmann den Bildschirm mit Thilo Sarrazin und Erika Steinbach. Ich schwöre bei den verbogenen Gabeln des großen Uri Geller, dass Catwoman und ich Zeugen wurden, wie der Führer infolge des traumatisch verstärkten Schreckens, den der Knall der Explosion bei ihm ausgelöst hatte, in Gestalt eines braunen Nebels aus Carlos Mund entwich und in den Bildschirm fuhr. Zunächst mittig in Richtung Beckmann. Dort glitschte er jedoch ab, teilte sich und fuhr jeweils zur Hälfte in die bedauernswerten Talkgäste Sarrazin und Steinbach. Houdini hätte das bestätigt, hätte er es mitangesehen.

Catwoman war es gleich. Sie war überglücklich, ihren Carlo führerlos zurückzuhaben und überreichte mir zur Belohnung die Seiten zwanzig bis siebzig des legendären Ratgebers.

Auf dem Heimweg in der U-Bahn fing die Seiten des Ratgebers aus unerklärlichen Gründen Feuer und brannten ab. Sonst brannte nichts, bis auf den Fahrschein, den ich in derselben Hand gehalten hatte. Der Kontrolleur verlangte vierzig Euro. Eine dümmere Ausrede habe er noch nie gehört, sagte er zu meiner Geschichte von der Spontanentzündung des Fahrscheins. Weder der Vergleich mit dem Wunder blutender Madonnen-Figuren noch der Hinweis, dass der große Houdini oder gar der Dämon des Führers dahinterstecken würde, stimmten den Kontrolleur gnädiger. Er kassierte und gab mir den Rat, mich gründlich untersuchen zu lassen.

»Alles für die Katz«, brummte ich vor mich hin, als ich aus der U-Bahn stieg und noch ehe ich meine Wohnung erreichte, setzten heftige Zahnschmerzen ein.

Warten auf Jill

Was sieht man eigentlich durch einen gewöhnlichen Türspion?

Richtig. Aber eben nur einen Teil davon, nur einen Teil vom Hausflur. Der Türspion meiner Wohnungstür gibt zusätzlich den Blick frei auf ein paar Treppenstufen, genaugenommen die oberen fünf Stufen von der Treppe, die zu meiner Etage hinaufführt und einen Ausschnitt vom Treppengeländer, dazu die orangefarbene Tür zum Aufzug und ein kleines Fenster, das sich zwischen Aufzug und Treppe befindet. Vom späten Nachmittag an liegt der Hausflur zu dieser Jahreszeit im Halbdunkel. Natürlich nur solange bis eine Person, die kommt oder geht, das Flurlicht einschaltet.



Klaus Mörkert 2020.

Jill schaltet das Flurlicht immer an, wenn sie kommt. Sie mag die Dunkelheit nicht besonders. Sechs Jahre ist Jill gekommen, hauptsächlich in den frühen Abendstunden, im Schnitt drei bis viermal in der Woche. Selbst wenn das tatsächlich für alle Zeit vorbei sein sollte, weiß ich, dass sie heute kommen wird. Sie hat noch zwei Kleider bei mir und einen Rock, ihre gestreifte Stretchjeans, drei Pullover, Unterwäsche, Make-up und ein paar andere Kleinigkeiten. Zehn Tage sind vergangen, seit Jill unsere Beziehung beendet hat, auf eine Art und Weise beendet hat, die mich an ein Kind erinnert, das sich den jüngst erworbenen Stoffelefanten greift, um nur wenige Augenblicke später den guten alten Teddybärenfreund mit einem gezielten Wurf in den Mülleimer zu befördern. »Es ist vollkommen egal, was andere Leute in solch einer Situation an Trost spendendem Quatsch von sich geben«, hat Jill gesagt, »du kannst mir glauben, alle denken dabei exakt dasselbe: »Ende-aus-vorbei«.

Im Augenblick legt Jill keinen Wert darauf, mich zu sehen, was nicht ungewöhnlich ist, läuft es doch meistens darauf hinaus, dass die Person, die eine Beziehung beendet, die andere Person, welche zurückbleibt, in der ersten Zeit nach der Trennung nicht sehen will ...

Aber Jills Sachen liegen noch in meiner Wohnung, und Jill hängt an ihren Sachen. Kann ich darauf vertrauen, dass er sich nicht auf eine zerstörerische Weise an den Sachen zu schaffen macht, wird Jill sich gefragt haben. Hätte sie diese Frage mit einem deutlichen Ja beantworten können, hätte sie sich mit dem Abholen ihrer Kleidungsstücke sicherlich mehr Zeit gelassen, sehr viel mehr Zeit. Aber Jill wird gezweifelt haben, wird daran gedacht haben, dass ich mich an ihren Sachen abreagieren könnte: dieselben etwa mit dem Hausmüll entsorgen, der Altkleidersammlung spenden oder einfach mit Benzin übergießen und in Brand setzen könnte. Auch wenn es mir nicht so ohne

weiteres zuzutrauen ist, weil ich eher der ruhige, besonnene Typ bin, so bleibt auf der anderen Seite die Gewissheit, dass es doch einiges über Menschen in Ausnahmesituationen zu berichten gibt. Eine plötzliche Trennung nach sechs Jahren Beziehung kann bei einem sensiblen Menschen schon deutliche Spuren hinterlassen ...

Zuschicken? – Kein Mensch würde ihr die Sachen zuschicken nach dem, was vorgefallen ist. Das weiß Jill. Darum hat sie mir diese Frage am Telefon auch gar nicht erst gestellt.

Montagmorgen auf der Arbeit hat sie mich angerufen. Natürlich nicht ohne Hintergedanken. Sie wollte wissen, ob ich ins Büro gegangen bin. Dabei hat Jill gedacht: Wenn er sechs Tage nach dem Schlussstrich schon wieder ins Büro fährt, ist das ein Zeichen, dass er die Situation weitgehend im Griff hat. So war sie erleichtert, mich am Montagmorgen im Büro am Telefon zu haben. Sie tat sehr freundlich, geradezu freundschaftlich freundlich und sagte: »Hallo Freddy, sag mal, würde es dir etwas ausmachen, Freddy, wenn ich meine Sachen am Freitag abhole? Gegen sieben, passt dir das um sieben am Freitag, Freddy?«

Da saß ich also am Montagvormittag in meinem Büro vor meinem Schreibtisch und konnte mich beim besten Willen nicht erinnern, dass mich Jill vor diesem Anruf dreimal hintereinander mit dem Vornamen angesprochen hatte. Das hatte sie in den sechs Jahren nicht einmal getan. Dazu der Klang ihrer Stimme, wie sie die Worte ohne jeden Anflug von Zynismus behutsam in den Hörer gab, ja geradezu hineinhauchte ...

Das sanfteste Säuseln würde es nicht aus mir herausbringen, nicht für eine Sekunde, die Erinnerung an diesen Abend vor gut einer Woche, als Jill mich verlassen hatte ...

Nicht ohne Grund. Sie hatte mich nicht grundlos verlassen.

Allerdings weiß ich nicht einmal seinen Namen. Blond soll er sein und groß und mit einem Lächeln, einem ganz besonderen Lächeln. Und einem über die Brust tätowierten Schmetterling. So hatte sie es ihrer Freundin am Telefon erzählt, während ich ein Bad nahm, obwohl ich gar kein Bad nahm. Wie das Leben so spielt, sagt man wohl. Ich wollte tatsächlich ein Bad nehmen, war auch bereits mit einem Bein ins warme Wasser gestiegen. Ein Roman lag wie das Handtuch griffbereit auf der Ablage, als mir auffiel, dass ich das Feuerzeug für meine Zigaretten vergessen hatte. Ich bin sonst nicht der vergessliche Typ, darum konnte Jill auch nicht damit rechnen, dass ich noch einmal zurückkommen würde. Als sie mich mit der Zigarette in der Hand plötzlich neben sich stehen sah, ließ sie das Glas fallen, das noch zu zwei Dritteln mit Rotwein gefüllt war. Sie hatte sich allerdings schnell gefangen. Es dauerte nur ein paar Sekunden bis ihre Stimme diesen Augenblick des Stillstands, des sprachlosen Nichts im Raum beendete: »Du hast mitgehört? Wie lange schon?«, und ohne Übergang, ohne etwa meine Antwort abzuwarten: »Jetzt tu doch bloß nicht so erstaunt. Es muss dir einfach aufgefallen sein, dass es schon länger nicht mehr stimmt zwischen uns, beziehungsstechnisch nicht mehr stimmt. Was spielt es in solch einem Fall noch für eine Rolle, ob da ein anderer ist, und wer dieser andere ist?«

Das sagte Jill vor zehn Tagen, an diesem Dienstagabend um kurz vor neun am Abend, und das lediglich, weil ich während der sechs gemeinsamen Jahre zum ersten Mal mein Feuerzeug vergessen hatte, als ich ins Bad ging und zurückging, um es zu holen und so zufällig mitbekam, wie sie in meiner Wohnung, von meinem Hausteleson aus ihrer Freundin von dem Blondem mit dem besonderen Lächeln erzählte, der noch immer in der Leitung war, denn Jill legte den Hörer erst auf die Gabel, nachdem sie unsere Beziehung abgepiffen hatte. Dann stellte sie mit ausgebreiteten Papiertaschentüchern der roten Flüssigkeit auf

dem Laminat nach und sammelte die Glasscherben in meiner Kehrschaufel. Vollkommen absurd. Ich hatte mir die Zigarette noch immer nicht angezündet, obwohl das Feuerzeug die ganze Zeit über gut sichtbar auf dem Tisch neben dem Telefon lag, stand vielmehr reglos da, obwohl ich die Arme über der Brust verschränkt hielt. Ich glaubte, nicht ein einziges Wort von dem verstanden zu haben, was Jill gesagt hatte, dachte nur, wovon zum Teufel redet Sie und wunderte mich, dass ich nicht bemerkt hatte, dass es beziehungs-technisch derart vorbei war mit uns.

»Freddy, bist du noch dran?« Ich schluckte am Montagmorgen am Telefon, tat aber so, als müsste ich nicht schlucken, befahl stattdessen meinen Stimmbändern einen festen Klang und sagte: »Ja, Jill, ich bin noch dran, und es passt mir gut am Freitag um sieben.«

Ich stehe hinter meiner weiß lackierten Wohnungstür und sehe durch den Türspion. Dunkelheit hat sich im Hausflur ausgebreitet. Trotzdem kann ich alles erkennen. Man muss nur lange genug hineinschauen in die Dunkelheit, die Augen daran gewöhnen, dann geht es. Dann sieht man. Anders als bei Tage, aber man sieht ... Die Fahrstuhl-tür ist nicht mehr orange, aber sie ist da, klar und deutlich wie das kleine Fenster und die fünf Treppentufen mit dem dazugehörigen Teil vom Treppengeländer. Welche Kleidung Jill wohl tragen wird? Was zieht eine Frau an, die noch ein einziges Mal kommt? Die lediglich kommt, um ihre Sachen abzuholen. Ich tippe auf Jogginghose und einen alten Schlabberpullover. Womög-

lich wird sie sogar nach Knoblauch riechen. Sie wird wenig Zeit haben, beinahe gar keine Zeit. Und sie hofft, dass ich ihre Sachen schon zusammengepackt habe, damit es noch schneller geht. Also nur kurz rein in die Wohnung, die Sachen an sich nehmen und wieder heraus. Wie bei einem Schließfach ...

Habe ich aber nicht! Ich habe ihre Sachen nicht angerührt. Sie liegen noch da, wo sie gelegen haben, hängen noch so im Schrank, als wenn nichts passiert wäre. Seltsam, bevor Jill unsere Beziehung beendete, stand ich nicht einmal derart hinter der Wohnungstür. In den vergangenen sechs Jahren nicht ein einziges Mal.

Seit Montag schaue ich täglich durch den Spion, obwohl ich genau weiß, dass Jill erst heute kommt. Es lässt sich eigentlich nicht vergleichen, aber anfangs hat mich die Sache mit dem Türspion an die Schulzeit erinnert, an den Biologieunterricht. Zu Beginn der Stunde legte unser Biologielehrer häufig irgendeine Pflanze unter das Mikroskop und wir Schüler durften der Reihe nach hindurchsehen, wovon wir alle ausgiebig Gebrauch machten, weil der Lehrer diejenigen, die gerade hindurchsahen, von der Wissensabfrage ausnahm. Es tat sich eigentlich nichts unter dem Mikroskop, aber ich blieb doch so lange es ging davor sitzen und sah hindurch.

Heute stehe ich erst seit zwei Stunden an der Tür. Elfmal ist das Flurlicht bisher an- und wieder ausgegangen. Und ich habe neunmal das Geräusch gehört, das der Fahrstuhl macht, wenn er nach unten fährt und dann wieder hinauf.

An der Wand, etwa mittig über der Fahrstuhltür befindet sich seit gestern ein Spinnennetz und gefangen im Netz, umwickelt von Spinnweben hängt Beute. Ein Insekt. Was es war, lässt sich nicht erkennen.

Jill kommt nicht mit dem Fahrstuhl. Sie nimmt die Treppe. Meine Wohnung liegt im zweiten Obergeschoss. Da ist sie auf den Fahrstuhl nicht angewiesen. Sie wird

den Blonden mit dem besonderen Lächeln nicht mitbringen. Das macht sie nicht. Ich würde ihn auch nicht in meine Wohnung lassen. Das weiß Jill. Ihre Freundin wird sie auch nicht begleiten. Britta ist am Mittwoch für zwei Wochen verreist. So sagt es jedenfalls Brittass Stimme auf dem Anrufbeantworter. Jills Eltern haben für derartige Auseinandersetzungen nichts übrig. Also wird sie allein kommen. War doch immer ein vernünftiger Typ, der Freddy, wird sie sich sagen, dass er an diesem Abend vor zehn Tagen für ein paar Augenblicke die Beherrschung verloren, mich geohrfeigt und im Anschluss hinausgeworfen hat, das muss man aufgrund der besonderen Situation verstehen. Er wird mich womöglich nicht gerade freundlich empfangen, wird Jill denken, vielleicht besteht er auf einer Aussprache, so eine Aussprache, bei der am Ende alles darauf hinausläuft, dass man gut Freund miteinander bleibt. Es ist auch möglich, dass er mir Vorwürfe machen wird. Soll er ruhig, ich nehme alle Schuld auf mich und werde dabei ganz ruhig meine Sachen einpacken. Wenn er nicht lockerlässt, schlage ich ihm ein weiteres Treffen vor. Zu dieser Verabredung muss ich dann nicht mehr gehen, wird Jill denken.

Es ist schon kurz nach sieben, aber das macht nichts. Jill kommt immer zu spät. Im Schnitt sind es zehn Minuten.

Also warte ich und stelle mir genau vor, was passieren wird. Ich stelle es mir heute erst zum zweiundzwanzigsten Mal vor, und ich komme dabei immer nur so weit, wie ich es mir vorstellen kann ...

Vor ein paar Minuten habe ich die Spinne gesehen, ein stattliches Tier. Sie hat sich an der Beute zu schaffen gemacht ...

Um neunzehn Uhr dreizehn wird das Licht im Treppenhaus eingeschaltet. Ich höre Schritte und wenig später sehe ich, wie Jill diese letzten fünf Stufen Treppe hinaufkommt. Sie nimmt zwei Stufen auf einmal. Sie hat die blaue Reisetasche dabei. Je näher sie dem Spion kommt, desto ovaler wird ihr Gesicht. Sie schellt. Ich beobachte sie durch den Spion. Sie trägt Jogginghose und ein weit geschnittenes Sweatshirt. Sie wirkt nervös. Sie raucht. Zieht hastig an ihrer Zigarette, hastig und gierig zugleich. Sie drückt alle paar Sekunden den Klingelknopf. Das kann ich nicht sehen, weil die Klingel im toten Winkel des Türspions liegt. Aber ich höre es, höre wie das Klingelgeräusch in die Stille schneidet ...

Jill wartet noch, wendet sich dann ab, macht einen Schritt zurück. Und einen zweiten. Und einen dritten und vierten. Kurz bevor ehe sie bei der Treppe angekommen ist, öffne ich die Tür. »Hallo Jill«, sage ich. Sie hält inne. Dreht sich in meine Richtung. Sie kommt auf mich zu. »Nein, Jill, tut mir leid, ich habe deine Sachen noch nicht zusammengepackt. Was sagst du, Jill? Einen Bart? Ich lasse mir doch keinen Bart wachsen. Ich habe mich nur nicht mehr rasiert, einfach ein paar Tage nicht rasiert, das ist alles, Jill. Was die Schere in meiner Hand zu bedeuten hat? Nichts Jill, nichts weiter. Ich habe etwas ausgeschnitten. Aus der Zeitung ausgeschnitten. Komisch, dass du danach fragst. Es hat dich doch in all den Jahren, nicht interessiert, ob ich eine Schere in der Hand halte. Aber komm' doch erst einmal herein, Jill, damit ich die Tür hinter dir zumachen kann.«

Clockwork Red

Das Fünzigcentstück. Ich hatte es wohl dort liegen sehen, nicht unweit der alten Buche. Ich hätte es auch aufgehoben, schon wegen des Spruchs *Wer den Pfennig nicht ehrt*, aber ich dachte, das hat noch Zeit. Es nimmt dir ja keiner weg. Es war einsam hier bei der Buche. Menschenleer. Ich wohnte weit draußen. An der Landstraße. Ein gutes Stück hinter dem Ortsschild. Gerade wenn man denkt, da kommt jetzt gar nichts mehr, da wohnte ich. Ein paar Jahre schon. Und so auch an diesem himmelblauen Montag Ende Mai. Es wurde Abend, wurde Nacht an der Landstraße. Nacht ohne jedes Laternenlicht. Tiefschwarze Nacht. Im Schädel wuchsen rosarote Wolken. Vom Darsitzen und Wodka trinken. Dabei hatte ich noch zu tun. In der Küche wartete die Arbeit, lag die Arbeit. Auf dem Küchentisch lag sie und wartete auf mich. Ich konnte sie riechen. Ich bin kein Säufer, aber an diesem Abend trank ich Wodka, weil ich Judy heiraten würde. Junggesellenabschied oder etwas in der Art. Darum trank ich. Ohne Kumpels. Ein richtiger Mann macht sein Ding allein. Es war beschlossene Sache, dass Judy und ich heiraten würden, in ein paar Wochen schon, und es wäre wohl auch darauf hinausgelaufen, wenn ich an jenem Montagabend darauf gekommen wäre, wo ich die Säge hingelegt hatte. »Lerne Ordnung, übe sie, sie erspart dir Zeit und Müh«, pflegte mein Stiefvater zu sagen, besser zu brüllen, er war Stier vom Sternzeichen und auch sonst, und jedes seiner Worte wurde in meinen Kinderkopf gepflanzt mit einer kräftigen Ohrfeige. Bewässert wurde täglich mit Tritten und Schlägen. Er sei Landschaftsgärtner von Beruf, sagte er, aber er saß all die Jahre nur zu Hause vorm Fernseher und außer meinem und Mutters Gesicht bepflanzte er rein gar nichts. Genug von dem Schwachkopf! Wichtig im Hier und Jetzt: Ich stand rosarot hinter der Schädeldecke im Werkzeugkeller und stellte fest, die Säge befand sich

nicht an ihrem Platz. Kein Schimmer, wo sie sein konnte. Also nahm ich die Axt. »Die Axt im Walde erspart den Zimmermann«, sagte Herr Pinkat, mein Lehrherr, Gas-Wasser-Scheiße, und er pflegte seine Lebensweisheiten mit einem Wiehern zu untermauern, als wäre er ein feuriger Hengst, der heiß war auf einen Ausritt. Der Herr Pinkat, Sprücheklopfer wie mein Vater und Skorpion vom Sternzeichen. Ich hielt etwa drei Tage durch, dann hatte ich genug von verstopften Klos und Giftstachelattacken. Die Vergangenheit ist die Vergangenheit, ist ein Dreck, sonst nichts!

Onkel Heinz lag nackt auf dem Küchentisch, nackt und mausetot. Es stank in der Küche nach einem Gemisch aus Verwesung und Scheiße. Ich riss das Fenster weit auf. Dennoch atmete ich vorsichtshalber nur durch den Mund. Mitternacht vorbei, und meine Aufgabe war es, Onkel Heinz unauffällig zu entsorgen. Das ging nicht am Stück. Die hundertsechzig Kilo verteilt auf einen Meter neunzig Länge passten in keine Verpackung und in keine Schubkarre, da war Stückeln angesagt. Ich hatte allerdings noch nie zuvor mit der Axt gestückelt, aber wie schon gesagt, die Säge war nicht auffindbar, und so nahm ich die Axt und machte mich auf den Weg vom Hobbykeller in die Küche. Ich piffte ein Lied vor mich hin. »Geboren, um zu leben«, ein schöner Song, so aufbauend. Zuerst kommen die Beine ab, dachte ich und ohne groß darüber nachzudenken, entschied ich mich, mit dem rechten Bein zu beginnen. Ich holte Schwung, indem ich die Axt in beiden Händen haltend über den Kopf nach oben zog. Das war auch im Prinzip goldrichtig, nur hatte ich nicht bedacht, dass man als ungeübter Axt-Schwinger mit acht bis zehn Wodka im Schädel schnell einmal die Orientierung verlieren kann. Der Weg vom Schwingen bis hinab ins Ziel ist eben eine gewisse Strecke und kleinste Abweichungen können schon dazu führen, dass man unterwegs ins Schlingern gerät und am Ende das Ziel verfehlt. Ich

schlingerte gewaltig, und als die Axt niedersauste, war es zu spät zur Korrektur. Das dritte Bein von Onkel Heinz, so hatte er selbst seine Männlichkeit zu Lebzeiten bezeichnet, schoss an mir vorbei wie von einem Katapult abgefeuert, landete Gott weiß wo, und blieb danach unauffindbar wie die Säge. Nach diesem Zwischenfall ging mir die Arbeit leicht von der Hand und schlussendlich verschwand Onkel Heinz ordentlich gestückelt drei Meter tief in einem Erdloch.

Ich litt unter leichter bis mittelschwerer Vergesslichkeit, und als am nächsten Abend das Treffen mit Judy und ihren Eltern zur Besprechung der Hochzeitsvorbereitungen bei mir daheim anstand, hatte ich Onkel Heinz und alles, was mit ihm am Stück und auch sonst zu tun hatte, gedanklich längst abgehakt. Es war das erste Treffen mit Judys Eltern. Ich legte keinen Wert auf diese Familienzusammenkünfte.

»Sie müssen dich ja wenigstens einmal vorher zu Gesicht bekommen«, hatte Judy gesagt, und ich hatte mich notgedrungen auf das Treffen eingelassen. Und nun war es soweit. Ich duschte ausgiebig, kämmte mir die Haare, zog den Anzug an und vollführte all die albernen Dinge, die ein Schwiegermutter-Darling so vollführt, wenn der erste Besuch ansteht: Kochen und Backen inklusive. Während der letzten Vorbereitungen blieb ich ein paar Mal vor dem Flurspiegel stehen und staunte über den Anblick, der sich mir bot. Das weiße Hemd, welches ich trug, hatte Rüschen. Judys Wunsch, ein weißes Rüschenhemd. Karneval im Mai. Ich streckte mir die Zunge raus, als ich mit der Pfirsich-Melba-Torte in der Hand vor dem Flurspiegel posierte. Judys Vater liebte diesen Kuchen, auch am Abend. Zum Bier. Zum Wodka. Pervers, oder?

Kurz darauf schellte es. Ich stellte die Torte im Wohnzimmer ab und eilte zur Haustür. Sicher hätte ich, trotz des deutlich verfrühten Zeitpunkts (das Treffen sollte erst eine

gute Stunde später stattfinden), ohne zu Überlegen geöffnet, in der Annahme Judy und ihrem überpünktlichen Familienclan gegenüberzustehen, aber diese Stimme hielt mich zurück: »Mein Herr, so helfen Sie doch, wir hatten einen Unfall!«, keuchte eine männliche Person, und dann noch etwas hinterher, was weniger deutlich ausgesprochen sinngemäß ergab, dass sich die Frau des Mannes wohl noch im Fahrzeug befand, unfreiwillig, also eingeklemmt. In das Geräusch der Türklingel mischte sich ein Klopfen oder Klatschen, es waren Geräusche, als würde der Mann in Panik mit der flachen Hand gegen die Haustür schlagen. Trotz des Durcheinanders an Informationen und der Aufregung des Mannes, die auch spürbar nach mir griff und nach weiteren Infos verlangte, dachte ich: Vorsicht, diese Situation hat es schon einmal gegeben, und zwar im Kino, und obgleich mir der Filmtitel nicht in den Sinn kam, entsann ich mich, dass es für den Hausherrn just in dieser Szene nicht ratsam gewesen war, die Türe zu öffnen. Das Küchenfenster bot Ausblick auf den Bereich Haustür. Ich eilte also in die Küche. Unterwegs im Flur kam bruchstückhaft die Erinnerung an den Film, und ich flüsterte vor mich hin: »Righty, righty, right.« Das Wesen an der Haustür besaß jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit jenem Film-Alex, und von seinen Droogies war weit und breit nichts zu sehen. Ein Brillengesicht passend zur hageren Gestalt, jämmerlich. Wären da nicht die roten Sprenkel im Gesicht und auf der Kleidung, hätte ich gedacht, der Mann steht wegen einem Teller Suppe da oder wegen einem Kanten Brot. Nehmen und Geben, heißt es. Ich nehme nie etwas an der Tür und geben fällt auch flach. Aber eine Portion Neugier wohnt denn doch in mir, und so eilte ich von der Küche zurück zur Haustür und öffnete sie.

Der Mann sprach wirres Zeug, zog mich am Arm hinter sich her und nach ein paar Schritten von der Haustür weg Richtung Landstraße, sah ich den qualmenden alten Ford

Mustang, der sich mit der Schnauze in die alte Buche verbissen hatte. Eine Frau hockte relativ leblos hinterm Lenkrad. Zu dicht hinterm Lenkrad. Man könnte sagen, das Lenkrad und ihr Brustkorb tanzten einen Blues, wenn Sie verstehen, worauf ich hinauswill. Die Buche hatte beim Aufprall eine Menge Eckern abgeworfen, die auf dem Autodach herumlagen, und sich darüber hinaus der Frontscheibe des Mustangs ein ungesund gutes Stück genähert. Die Frau war hübsch, soweit man das aufgrund der Lage, in der sie sich befand, überhaupt beurteilen konnte. Hübsch genug jedenfalls, dass ich mich verpflichtet fühlte, ihr zu helfen. Die Fahrertür ließ sich nicht öffnen und so versuchte ich, sie von der Beifahrertür aus zu befreien. Sie hieß Sally. Der Mann hockte neben mir und wimmerte unaufhörlich ihren Namen. Es war noch ein Hauch Leben in Sally, sie blinzelte, und ich konnte ihren Puls ertasten. Befreien konnte ich sie nicht. Also rief ich die Polizei. Die kam auch recht zügig in Begleitung von Feuerwehr, Notarzt und Krankenwagen. So viel Action am Abend hatte die Landstraße an dieser Stelle wohl noch nie erlebt. Und hoch oben auf dem Gipfel dieser ganz unglaublichen Veranstaltung lauerte weiteres Ungemach. Die Feuerwehr hatte die Frau so gut es ging aus dem Blech des Mustangs geschnitten und zog nun, weil noch irgendwo etwas klemmte, an den Resten der Karosserie. Zeitgleich trafen Judy und ihre Eltern ein. Ein Wunder, dass all diese Geschehnisse in einen einzigen Augenblick passten. Ich schüttelte Judys Vater die Hand, womöglich ein wenig zu männlich robust, denn während der Shakehands-Aktion fiel es vom Baum, platschte auf die Polizeimütze und blieb im Rund der Mütze liegen. Der Beamte schien nichts bemerkt zu haben. Niemand außer mir schien es bemerkt zu haben, aber ich hatte es bemerkt. Der Schreck fuhr mir mit all seinen tausenden an Volt in die Glieder. Der Polizeibeamte war vom Baum aus dekoriert worden mit dem dritten Bein von Onkel Heinz. Jeden Augenblick

mochte es einem der Umstehenden auffallen. Und wenn nicht, dann würden es später die Kollegen bemerken, wenn der Beamte zur Wache zurückgekehrt wäre. Heutzutage war mit einem derartigen Beweisstück in Sachen Aufklärung alles möglich: DNA-Spuren – Rekonstruktionen – Onkel Heinz – die Todesursache – die Zerstückelung – Fasern, Mikroben, kleinste Spuren, die in meine Küche führen würden. Ich musste handeln, und zwar rasch. Das dritte Bein von Onkel Heinz musste verschwinden. Auf der Stelle.

Der Beamte, auf dessen Mütze das Corpus Delicti gelandet war, maß nur etwa einen Meter und siebzig. Ich war in der Lage, ihm auf den Kopf zu spucken und erst recht dazu fähig, mit einer raschen Armbewegung Onkel Heinz drittes Bein von der Mütze zu entfernen. Zu Bedenken galt allerdings, dass ich ordentlich Kraft und Schwung in die Bewegung legen musste, sodass die abgetrennte Männlichkeit unauffindbar im Buschwerk untertauchen konnte. Dabei war mir bewusst, dass ich meine Handbewegung hernach erklären musste. Egal, dachte ich, selbst wenn es auf einen tätlichen Angriff gegen einen Polizisten hinauslaufen würde, so wäre das ein Nichts im Vergleich zum Anklagevorwurf des Zerstückelns und Beseitigens eines Menschen. Ich schritt zur Tat. Schwang meinen rechten Arm wie eine Keule, hatte zuvor mit der Hand eine Art kleine Höhle geformt und wischte derart über die Polizeimütze. Dachte ich zumindest. Ich war wohl nicht nur ungeübt im Axtschwingen. Das Schwingen im Allgemeinen, das koordinierte Schwingen, das Anvisieren von Zielen und allem voran das exakte Eintreffen im Zielgebiet schien auch an diesem Abend ohne rosarote Wolken im Hirn nicht meine Sache. Ich war zu langsam oder aber zu schnell. Der Polizeibeamte hatte sich niedergebückt. Wegen der Fünzigcentmünze. Blitzschnell, wohl aus Geldgier. Egal. Dort, wo sich Sekunden zuvor noch des Beamten Kopf befunden hatte, war nun luftleerer Raum. Meine

zur Höhle geformte Hand sauste durch diesen Raum und traf Judys Vater zentral im Gesicht. Nasenmittig sozusagen. Judys Vater ging k.o.

Als er wieder zu sich kam, herrschte Aufbruchsstimmung. Dabei hatte ich ihn zuvor noch aus der Ohnmacht zurückgeholt. Mit einem Stück Pfirsich-Melba-Torte. Hatte funktioniert wie Riechsalz, nur sanfter. Lächelnd war er zu sich gekommen. Alles war gut, bis er bemerkte, dass seine Nase blutete und schmerzte und falsch saß.

Judy trennte sich von mir. Noch am selben Abend.

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, sagte sie und schimpfte mich den gewalttätigen Sohn eines Landschaftsgärtners.

Was aus dem dritten Bein von Onkel Heinz wurde? Es blieb für immer verschwunden. Auf der Mütze des Polizeibeamten hatte ein Vogeljunges gelegen. War wohl aus dem Nest gefallen. Kein drittes Bein. Ein Küken, das war alles.

Blaue Regenwürmer

Wünsche kommen und gehen. Dieser war gerade gekommen. Bei mir. Gattung Mensch, Mann. Der Wunsch, der gekommen war, war mir zum wiederholten Male gekommen. Fordernder als je zuvor. Leidenschaftlicher. Ich wünschte, gegessen zu werden. Nicht komplett, aber ein bisschen, also angeknabbert oder angenagt. Von einem anderen Menschen. Einem, der etwas davon versteht, einem Kannibalen.

Im Internet suchte ich und stieß auf Blacky, den Samstagskannibalen. Ich schrieb ihm eine E-Mail und fragte nach sämtlichen Details im Zusammenhang mit dem Gessenwerden und auch, ob es auch freitags ginge. Blacky mailte zurück, dass er am Freitag nur Fisch zu sich nähme

und ohnehin ausnahmslos samstags praktiziere und schickte mir zudem seine Aufnahme- und Geschäftsbedingungen nebst Preisliste. Ich machte meine Kreuze da, wo ich es für angebracht hielt, unterschrieb den Vertrag und faxte das Ganze an den Samstagskannibalen.

Blacky akzeptierte mich als in Frage kommende Person. Ich musste den Betrag von dreihundert Euro vorab überweisen, und landete auf der Warteliste. Es dauerte etwa vier Wochen, dann mailte er mir montags den Termin:

»Kommenden Samstagabend Punkt 20 Uhr« Seine Adresse war unten aufgeführt und noch darunter, wo das Papier beinahe schon zu Ende war, stand geschrieben: »Blaue Regenwürmer.«

»Blaue Regenwürmer, was hat es damit auf sich?«, mailte ich zurück.

»Sind mitzubringen!«, lautete die Antwort, in Befehlsform geschrieben. Ich erwiderte die Mail mit drei Fragezeichen, ohne Worte, lediglich Fragezeichen.

»Schlaumachen hilft!«, antwortete Blacky erneut in Befehlsform und unterzeichnete mit einem Bild von seinen Schneidezähnen. Die Zähne sahen weiß und kräftig aus.

Ich googelte nach blauen Regenwürmern, fand jedoch nichts, was mir weitergeholfen hätte.

»Es gibt keine blauen Regenwürmer«, mailte ich und erhielt eine Antwort, die überschrieben war mit »*Letzte Antwort vor dem Date*«: »Hier ist Fantasie gefragt.«

Okay, sagte ich mir, Fantasie hast du genug, und so suchte ich mir draußen in freier Natur fünf bis sechs Regenwürmer (einer bestand aus zwei Teilen), besprühte sie mit blauem Autolack bis sie rundherum blau waren, und steckte sie schließlich in ein ausgewaschenes, mit erstklassigem Lehmboden gefülltes Einmachglas mit Schraubverschlussdeckel. In den Deckel bohrte ich kleine Löcher. Für den Sauerstoff für die Regenwürmer.

Ich war schon aufgeregt am Samstag. Es war das Neue. Ich wusste nicht, wie es sein würde, und vor allem wie er sein würde, der Kannibale. Was ziehst du nur an, dachte ich. Wie wichtig ist die Verpackung? Das Auge isst schließlich mit, dachte ich und entschied mich für graublau, leger aber zugeknöpft allerdings ohne Knöpfe, also mit Reißverschluss. Und Slipper, schwarze Slipper. Keine Schnürbänder. Beim Schuhe zubinden oder auch Schuhbänder lösen, bekomme ich häufig einen roten Kopf und rote Ohren, die dann unnatürlich zwischen den Haaren hervorstechen. Ich nahm das Auto. Adresse ins Navigationsgerät, Gas geben, lenken, bremsen, all diese Dinge. Automatismen. Füße und Hände sind tabu für Blacky, dachte ich beim Warten an der Ampel. Als es gelb und grün wurde, fragte ich mich, ob Blacky wohl Gewürze einsetzen würde. Ich gehorchte weiter der Stimme aus dem Navigationsgerät, bog links ab in die Seitenstraße und noch zweimal links. »Sie haben Ihren Zielort erreicht«, sagte die Navi-Stimme, und ich stieg aus dem Fahrzeug. Lief die paar Schritte bis zum Grundstück, bis zum Tor. Videoüberwacht. Ich brauchte nicht einmal schellen. Das Tor öffnete sich. Kiesweg, was sonst, dachte ich. Es knirschte unter den Slippers. Ich sah ihn noch nicht. Auch keine Hunde. Zum Glück auch keine Hunde. Dobermänner oder Doberfrauen. Videoüberwachte Grundstücke mit Tor und Kiesweg zum Haus, zur Villa, beherbergten häufig Dobermänner und Doberfrauen. Und Empfangshallen, geräumige Empfangshallen mit hohen Wänden und Personal.

Ich stand in einer solchen Empfangshalle und hielt mich an meinem umfunktionierten Einmachglas fest. Der Bedienstete hieß mich einen Augenblick warten. Ich wartete einen Augenblick. Im Stehen. Betrachtete die hohen Wände. Bilderrahmen mit Menschen darin. Gesichter aus verschiedenen Epochen. Eine Ahnentafel. Kannibalen allesamt? – Blacky sollte mir in den Bauch beißen. Vom

Bauch kleine Stücke abbeißen, allerdings ohne den Bauchnabel zu verletzen. So hatte ich es ihm gemailt. Ich hoffte, dass es diesbezüglich keine Probleme geben würde.

Dann kam sie. Blacky war eine Frau. Der Kannibale war eine Frau. Und nicht nur das, ich sah außerdem, dass Blacky genau dem Typ Frau entsprach, den ich für gewöhnlich aufsuchte, wenn mir der Sinn nach Bestrafung stand: Gestrenges Outfit, mit Haarknoten und Brille, wie meine ehemalige Biologielehrerin. Dazu Reitstiefel, eine Militärhose und Jacke, ein sogenanntes Schiffchen auf dem Kopf, feingliedrige Hände, schlanke Statur und ganz wichtig: strenger Blick. All das war Blacky, Lady Blacky. Damit hatte ich nicht gerechnet. Das gibt womöglich einen inneren Konflikt, dachte ich, behielt die Gedanken aber für mich. Lady Blacky sagte auch kein Wort. Sie musterte mich, von unten nach oben und oben angekommen deutete sie an, dass ich ihr folgen sollte. Ich folgte mit meinem inneren Konflikt. Der Raum, in den wir uns aufmachten, maß wohl gut zwanzig Quadratmeter und war schwarz, von schwarzer Farbe, ganz von schwarzer Farbe, dazu fensterlos und schallisoliert. Bis auf ein kleines Karree im Eingangsbereich bestand der Raum aus einer Art Bettstätte, als hätte man den Bestand eines Matratzenlagers aneinander getackert. Es war noch immer kein Wort gewechselt zwischen uns und doch lag Blacky bereits neben mir auf dem Matratzenlager, auf dem eine ganze Fußballmannschaft hätte Platz finden können. Besser zu viel Platz als zu wenig, dachte ich.

»Wo soll ich etwas wegnehmen?«, fragte Blacky. Ihre Stimme, die Stimmlage, gestrichenes Alt, über C oder Fis gestrichenes Alt, was weiß ich. Es vibrierte in mir. Ich musste ihr die Stelle zeigen, wo sie anfangen sollte und so schob ich mein Sweatshirt in Richtung Brustkorb, bis er komplett frei lag, der Bauch. Dann zeigte ich ihr die Stelle, die mir für den Anfang treffend schien. Blacky hatte extra

lange Fingernägel mit Händen daran. Mit diesen ihren Händen schmierte sie etwas auf die Stelle an meinem Bauch, die ich ihr gezeigt hatte. Eine Paste, eine Salbe, keine Ahnung. Ich vibrierte noch immer, noch stärker. Dabei lag ich auf dem Rücken, hatte den Kopf höher liegen auf einer Art Kopfkeil, und konnte alles sehen, und ich sah, wie Lady Blacky mit ihren schwarz lackierten, extra langen Fingernägeln und dem Rest an rechter Hand die eingecremte Bauchhautpartie an hob und nach oben quetschte. Wohl damit sie es einfacher hatte, abzubeißen oder hineinzubeißen, wie auch immer. Lady Blacky kniete neben mir, rechter Hand neben mir in ihrem hautengen Rock oder Kostüm. Sie sah mich noch einen Moment an, prüfend, fixierte mich von unten nach oben. Und wie sie da so vor mir hockte mit ihrem gestrengen Gesicht, der Brille, die vorn zur Nasenspitze durchgerutscht war und dem Militäroutfit, da kam dieser innere Konflikt erneut in mir auf. Ich hätte auf der Stelle von ihr fordern können, dass sie mich ans Bett kettete und mir Daumenschrauben anlegte. Auch war mir danach, sie zu küssen. Auf den Mund mit den schwarz gefärbten Lippen. Ich würde ihren Dutt lösen, sodass die langen Haare in ihr Gesicht fielen bis vor die Brille. Ich würde die Haare wie einen Vorhang beiseiteschieben, und sie daraufhin küssen. Gleich noch einmal küssen und dann, dann würde ich sämtliche Bestrafung dafür auf mich nehmen ...

Lady Blacky hatte derweil genug fixiert. Ihr Kopf ging nach unten, ihre Zähne packten zu. Sie biss. Ab. Von meiner Bauchdecke, von der eingecremten, nach oben gequetschten Portion Bauchdecke. Happs. Es tat weh. Es tat verdammt weh. Aber ich schrie nicht auf. Ich machte nur kurz: »Fffzzzzzt«, und schloss die Augen. Automatisch gingen meine Augenlider runter, obgleich ich selbst es nicht wollte. Ich wollte hinsehen, wollte es sehen. Aber der Schmerz hatte befohlen über meinen Kopf hinweg: Augen zu. Mit geschlossenen Augen wartete ich auf eine

Fortsetzung. Mehr Schmerz. Viel mehr. Aber die Fortsetzung blieb aus. Was war nur? Ich blinzelte und sah Lady Blacky neben mir.

»Verfickte Facke!«, rief Lady Blacky und spuckte etwas aus, einen Schneidezahn, ein großes Stück Schneidezahn oder Schneidezahnkrone. Auf jeden Fall lag das ausgespuckte Stück Zahn auf meiner Bauchdecke. Und da gehörte es nicht hin. Gar nicht! Ich fühlte mich runtergefahren. Nicht mal mehr im Stand-by-Modus. Einfach aus. Im Aus-Zustand wuchs die Enttäuschung. Ich war sauer, angesäuert, wie man so sagt. Von meiner Bauchdecke fehlte nichts. Sie war nur leicht gerötet an der Stelle, an der sich die Creme befunden hatte. Man sah Zahnabdrücke. Aber das hatte ich nicht vereinbart, Zahnabdrücke sehen. Das war Kinderkram.

»Eine Bauchdecke aus Fement, die braucht einen Faffenschein!«, rief Lady Blacky. Sie schien auch angesäuert. Ganz schön sogar. Ich blieb ruhig. Ließ ihr Zeit. Wartete bis sie ihr Gesicht und speziell ihre Zahnreihen ausgiebig im Handspiegel betrachtet hatte. Als ich dachte, nun ist es aber genug, brachte ich meine Forderung ins Spiel. »Vertrag ist Vertrag«, sagte ich, »und ich bin nicht ein einziges Mal gebissen worden, geschweige denn, dass von mir gegessen wurde. Ersatzweise könnte ich mir allerdings vorstellen, Sie zu küssen, um danach nach allen Regeln bestraft zu werden«, räumte ich ein.

»Meinetwegen«, sagte Lady Blacky, und dann fragte sie nach den blauen Regenwürmern. Ich reichte ihr das Einmachglas.

Sie schraubte den Deckel ab und langte hinein mit ihren Händen mit den extra langen Fingernägeln, holte einen Wurm um den anderen heraus und sagte: »Die sind ja tot.«

»Sie sollten blau sein, und blau sind sie, dunkelblau«, sagte ich. Und jetzt bitte der Kuss«, forderte ich.

»Einen Augenblick noch«, sagte Lady Blacky, und dann schob sie sich einen blau lackierten Wurm in den Mund. Sie kaute und schluckte und das machte sie, bis kein Wurm mehr übrig war im Einmachglas. Dann erst durfte ich sie küssen.

Es war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Lady Blacky hatte nicht ordentlich runtergeschluckt. So kam es beim Kuss zum Austausch, und kurz darauf hatte ich die Würmer im Mund. Zumindest Wurmteile. Es fühlte sich glitschig an und schmeckte nach Autolack. Mir wurde übel. Kotzübel. Regenwurmesson war nicht meine Sache. Gar nicht. Als Kind nicht und später auch nicht. Dazu Autolackgeschmack, war das nicht giftig, krebserregend giftig? Ich hatte genug von allem und drängte zum Aufbruch.

»Fut mir leid«, sagte Lady Blacky, als sie mich an der Haustür verabschiedete und mir das leere Einmachglas aushändigte.

Ich sagte nichts mehr. Ging einfach. Schnell und wortlos. Grußlos. Ohne Restforderung. Ich befürchtete, wenn ich etwas sagte, könnte versehentlich der Schluckreflex ausgelöst werden.

Nature's Revenge

Wie sich diese Welt doch rasant verändert mit all den Menschen darin. Gleichwohl: Die Spiele von heute sind die Spiele von Vorgestern.

Frau Wüllner saß mir gegenüber auf der Terrasse in diesem Restaurant. Ich hatte zum ersten Mal derart persönlich mit ihr zu tun. Wir hatten Getränke bestellt, als ginge es um ein Freizeitvergnügen. Vielleicht ging es sogar genau darum, und ich war nur noch nicht dahintergekommen...

Vor etwa einer Stunde hatte mein Handy ein Summen abgesetzt. Bei meinem Mobiltelefon war der Summklingelton eingestellt, weil er mich weniger erschreckte als andere Geräusche. Schrecken hin oder her, ich mochte es überhaupt nicht, wenn sich das Mobiltelefon während der Fahrt im Auto bemerkbar machte, jedenfalls dann nicht, wenn ich der Fahrer war. Wie in diesem Fall. Man kann sich im Rückspiegel sehen beim Telefonieren. Es sieht albern aus. Menschenunwürdig. Dennoch nahm ich das Handy vom Beifahrersitz und drückte auf Empfang. Frau Wüllner rief an und bat mich – in ihrem Bitten lag ein fordernder Unterton –, mich in einer Stunde, also genau um 16:00 Uhr im Restaurant »Zur Schönen Aussicht« zu einem Gespräch unter vier Augen einzufinden. Ich sagte zu, ohne nachzufragen, um was es ging und traf bereits gegen 15:50 Uhr im Restaurant ein. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel, es war überaus warm draußen, sodass ich geneigt gewesen wäre, einen Platz auf der Terrasse zu wählen, wenn Frau Wüllner nicht darum gebeten hätte, dass ich einen Tisch im Restaurant wählen sollte, falls ich vor ihr dort eintreffen würde. Und da saß ich nun an einem Tisch für zwei Personen, wobei ich den Stuhl mit Blick zum Resturanteingang gewählt hatte, schon um nicht von ihrem Erscheinen überrascht zu werden, aber auch um zu verhindern, dass mir sämtliche Gäste, die hineinkamen im Näherkommen oder Vorbeigehen auf den Hinterkopf starren konnten. Es war mir eine gruselige Vorstellung, wenn sie alle dorthin starren konnten ... Der Kellner kam, und ich sagte, dass ich noch warten wollte mit der Bestellung, da ich noch auf eine weitere Person warten würde. »Vorne weg bestellen ist meine Art nicht«, sagte ich, und der Kellner nickte und sagte etwas wie: »Sehr wohl der Herr.« Ich schaute vor mich hin, geradeaus mittig, allerdings unbeteiligt, mich in keinsten Weise festlegend im Schauen, da Frau Wüllner jederzeit eintreffen mochte.

Frau Gabriele Wüllner. Es hatte nichts zu bedeuten, aber so hieß sie nun einmal, Gabriele Wüllner. Sicher es gibt wohlklingendere, modernere Namen, aber auch das Gegenteil. Wüllner war passabel. Assoziativ gesehen steckte sowohl ein unerfreuliches Nagetier als auch eine umgangssprachliche Beschreibung von Abfall darin, aber Wüllner klang in seiner Gesamtheit deutlich angenehmer als etwa Speckbacke oder Hinterwald. Gut nur, dass ich mich beim Schauen nicht festgelegt hatte, so nahm ich Frau Wüllner bereits wahr, als sie sich noch im Annäherungsstadium befand. Sie machte große Schritte mit Schwung und einem Hauch von Eleganz. Sie trug Bluse zum Rock. Ton in Ton. Flaches Schuhwerk und eine Handtasche, eine über die linke Schulter gehängte, hellbraunfarbige Handtasche, die für meinen Geschmack etwas zu groß ausfiel, jedenfalls im Verhältnis zu ihrer schmächtigen Gestalt. Das Haar trug Frau Wüllner offen, was sie nicht immer tat. In ihrem Büro jedenfalls nicht und auch nicht im Vorbeigehen. Ich hatte sie stets nur im Vorbeigehen gesehen. Bis auf das eine Mal vor vier Jahren an ihrem ersten Arbeitstag in der Firma. Sie war meine erste Chefin. Zuvor bekleideten zwei Herren ihre Position. Nacheinander, erst der eine, dann der andere.

Frau Wüllner machte ein unkonzentriertes Gesicht beim Annähern, derart unkonzentriert, ja abwesend, dass ich beinahe zweifelte, ob sie mich überhaupt entdecken würde. Ich war schon versucht, den Arm zu heben, mich auf diese Weise bemerkbar zu machen. Gut aber, dass ich es nicht tat! Gut, dass ich mir damit noch Zeit gelassen und abgewartet hatte ...

Wie albern hätte es doch gewirkt im Nachhinein. Hätte ich in ihre unkonzentrierte Annäherung hinein einen Arm in die Höhe gestreckt und womöglich noch etwas gerufen, wie etwa: »Hallo Frau Wüllner, hier bin ich!«

Sie kam auf mich zu mit ihrem offenen Haar zum unkonzentrierten Gesicht bis sie vor dem Tisch stand, hinter

dem ich saß. Sie setzte sich nicht zu mir, sondern stand und richtete im Stehen das Wort an mich, also von oben nach unten, wobei sie mich nur kurz ansah und dann gleich zum Fenster hinausschaute: »Was ist, Herr Hinterwald, gehen wir auf die Terrasse?« Sie ging vorweg, und ich trabte hinterher. Da saßen wir wenig später auf der Terrasse, und die Sonne schien, und es waren ein paar unbedeutende Quellwolken weiter hinten am Firmament, und wir fühlten den Wind, der vor ein paar Minuten noch nicht da war, und doch war es nur ein leichter Wind, der mit unseren Haaren spielte. Ich mochte diese Spielchen nicht, weil dabei leicht die Frisur in Unordnung geriet. Ich hatte von Natur aus feines Haar, welches rasch zu flattern begann im Wind und dabei auch schon einmal falsch zu liegen kam, was meinen Gesichtsausdruck in seiner Aussage und Wirkung zum Nachteil verändern konnte ...

»Was wollen wir trinken?«, fragte Frau Wüllner ganz unvermittelt.

»Einen Cappuccino?«, entgegnete ich fragend und ihr so die Möglichkeit lassend, doch lediglich zwei Tassen Kaffee zu bestellen. Die Kellnerin, die mir deutlich jünger schien als ihr männlicher Kollege, nahm die Bestellung von Frau Wüllner auf, ohne etwas zu notieren. Das Notieren der Bestellung war völlig aus der Mode gekommen. Womöglich liefen die Bediensteten mit einem auf Empfang gestellten Diktiergerät herum. Frau Wüllner hatte jedenfalls einen Cappuccino für mich und eine Berliner Weiße mit Waldmeistergeschmack bestellt. Kaum standen die Getränke vor uns, begann ich mit meiner Entscheidung zu hadern, mich gar zu ärgern, dass ich nun mit dem Heißgetränk in der Sonne, die ja ohnehin schon wärmte, aufheizte, recht unglücklich dasaß, während Frau Wüllner mit der fruchtigen, gut gekühlten Berliner Weiße mit dem neckischen Etwas an Alkohol zweifellos eine deutlich bessere Wahl getroffen hatte. Damit ist im Grunde auch

schon alles über uns gesagt, die Getränkeauswahl steht als Synonym für unsere jeweilige Lebenssituation, für die Wahl, die wir getroffen hatten, um das zu werden, was wir nun waren oder darstellten hier auf der Terrasse des Restaurants »Zur Schönen Aussicht«, so dachte ich. Der Capuccino und die Berliner Weiße mit Waldmeistergeschmack ...

Es ging noch immer ein leichter Wind, der keine Abkühlung brachte, sondern lediglich warme Luft vor sich hertrieb, mit dieser jedoch durch meine Frisur fuhr, ja sogar pflügte und für Unordnung sorgte. Ich hätte liebend gern zur Korrektur mit der flachen Hand Ordnung geschaffen, soweit mir das ohne Spiegel möglich gewesen wäre, aber wie hätte das ausgesehen? Was hätte das für einen Eindruck auf Frau Wüllner gemacht? Sie war meine Chefin. Da gehörte es sich nicht, bei Tisch im Restaurant mal eben mit den Fingern durchs Haar zu fahren. Wie schnell ging da ein Haar verloren, um sonst wo zu landen ...

»Also, Hinterwald«, sagte Frau Wüllner und machte eine Sprechpause, um mir Gelegenheit zu geben, die beiden Worte auf mich wirken zu lassen. Und sie zeigten Wirkung. Diese zwei Worte. Wie schäbig, geradezu erniedrigend es klang ohne Anrede vorweg, dachte ich, einfach nur »Hinterwald« und dazu in Kombination mit dem vorangestellten, nach Achtung heischenden »Also« ... Da wird nichts Gutes nachkommen, dachte ich, und in der Tat folgte aus ihrem Mund ein Wortstakkato aus allem Negativen, was eine Chefin ihrem Untergebenen mitteilen mochte: »Machen wir es kurz, Hinterwald«, begann sie, »die Firma, die Aktionäre, Neuausrichtung, primär marktorientiert, börsenorientiert, und daher: Einsparungen, Trennungen, leider auch Sie ... aber: übliche Kündigungsfrist, Abfindung, 1a-Zeugnis, und in Freundschaft ...« Das alles sagte Frau Wüllner ohne jegliche mimische Unterstützung, ohne besondere Gestik, es klang

wie auswendig gelernt. Ich saß nur stumm dabei noch immer darauf lauernd, dass mein Cappuccino kühlte, den die Küche aus reiner Bosheit mit ultraerhitzter Milch aufgeschäumt hatte, sodass es mir vorkam, als hätte meine Hand bereits beim Anheben der Kaffeetasse leichte Verbrühungen davongetragen ...

Frau Wüllner trank indes ungeniert von ihrer Berliner Weiße, erfrischte sich mit Waldmeistergeschmack: »Das wird Ihnen selbstverständlich auch schriftlich mitgeteilt«, sagte sie und sprach vom Gebot der Fairness, bei einem langjährigen Mitarbeiter wie mir, der schon so manches Haar in der Firma gelassen hatte und darum ja auch das persönliche Gespräch, wobei sie weiß Gott – und das wüsste ja niemand besser als ich – genug zu tun hätte ...

Und während sie das sagte, schaute sie ohne Unterlass in Richtung meiner Frisur, die nach wie vor dem Wind und seinen Launen ausgeliefert war hier auf der Terrasse des Restaurants »Zur Schönen Aussicht«, und entsprechend allen Anlass gab, Zweifel zu hegen. Jedoch, genau in diesem Augenblick tat sich der Himmel auf und der Herrgott sandte ein Zeichen: Etwas fiel in den Kelch, in ihren Trinkkelch, ins Waldmeisternass und schwamm darin herum. Eine Wespe. Schwamm und trank und schwamm.

»Kann ich noch etwas für sie tun?«, fragte Frau Wüllner und starre noch immer interessiert in Richtung meiner Frisur. Ich sagte nichts, blieb eine Antwort schuldig und fuhr stattdessen ganz ungeniert mit der rechten Hand über meinen Kopf hinweg. Und erst nachdem ich diesen Vorgang fürs erste abgeschlossen glaubte, begab ich mich zurück ins Gespräch: »Dann werde ich mich wohl neu orientieren müssen, liebe Frau Wüllner«, sagte ich und fabulierte von den Möglichkeiten des neuen, unverbrauchten, des nicht stagnieren Müssens. Ich trieb es immer ausgelassener, bedankte mich bei ihr für dieses so persönliche Gespräch unter vier Augen nach all den Jahren und Haaren,

die ich in der Firma gelassen hatte. Dann hob ich die Tasse mit dem Cappuccino zum Salute, nahm einen Schluck und bemerkte, dass das Getränk inzwischen wohltemperiert war und auch mittels des Koffeins ordentlich Energie abgab.

Frau Wüllner schaute erleichtert, aber auch ein wenig ungläubig, geradezu verwirrt in meine Richtung, hob dann ihr Glas und sagte: »Auf Ihre Zukunft, Herr Hinterwald!«

Ich nickte und führte die Tasse mit dem Cappuccino zur Unterstützung gleich noch einmal zum Mund und erwiderte gut gelaunt: »Auf die Ihre, Frau Wüllner!«

Sie trank, als wollte sie das Glas in einem Zug leeren, um sich auf diese Weise selbst einen plausiblen Grund zu liefern, das Gespräch im Anschluss zügig beenden zu dürfen.

Zwischendrin, während sie schluckte, machte es deutlich flopp. Erst fiel das Glas, dann folgte ihr Aufschrei. Gabriele Wüllners Aufschrei. Sie würgte auch, griff sich an den Hals, errötete dabei unnatürlich, gestikulierte, variierte in ihrer Mimik, stieß Laute aus. Und obgleich sie so viele Dinge auf einmal in Angriff nahm, waren ihre Aktionen nur von kurzer Dauer. Dann kehrte Ruhe ein am Tisch auf der Terrasse des Restaurants »Zur Schönen Aussicht«. Und lag da auch die Dunkelheit einer Zukunft totaler Neuorientierung vor mir, in Zeiten, wo es nicht einmal mehr eine allgemeine Orientierung gab, so fühlte ich für diesen Augenblick Zuversicht: Die Natur wird es schon richten, dachte ich, zumindest das Grobe ...

Und noch ehe die Kellnerin an unseren Tisch kam und aufgeregt nach dem Notarzt telefonierte, hatte ich mich über die in ihrem Stuhl zusammengesackte Gestalt von Frau Wüllner gebeugt, um ihr mit der rechten Hand die Haarsträhne aus dem Gesicht zu nehmen und dieselbe ganz behutsam dort abzulegen, wo sie hingehörte.

Das Schreiben und das Lesen 6

Bianca und Rafaela, die Musikerinnen und Sängerinnen der *Eerie Glam Girls*, waren in diesem Jahr meine Begleitband bei der WGT-Lesung in der Heilandskirche zu Leipzig. Das war schön! Ich musste nicht – wie die letzten Jahre – mit dem Zug fahren. Sie nahmen mich mit in ihrem Kastenwagen. War es überhaupt ein Kastenwagen? Ein Renault-Kastenwagen? Keine Ahnung. Ich weiß kaum etwas über Autos. Ein SUV war es jedenfalls nicht. Aber Bianca, Rafaela, einige Instrumente wie Hackbrett und Harfe sowie Deko-Artikel und CDs waren schon im Auto verstaut, als ich in Bochum einstieg mit Büchern und Reisegepäck und Reisegebäck (eigentlich nur einige Käsebröte, aber klingt so gut: »Gepäck und Gebäck«, ich sollte mal eine Story dazu schreiben). Ich fand hinten auf der Rückbank Platz zwischen all den Dingen, die mich hoffentlich nicht kratzen oder stoßen oder sonst wie ärgern würden. Hinlegen konnte ich mich nicht. Aber ich wollte mich auch gar nicht hinlegen. Es ging los. Bianca saß am Steuer und nach einer Weile, vielleicht hundert Kilometern Fahrt etwa, verzehrte ich mein erstes Käsebrötchen. Es schmeckte. Ich bot den beiden auch eines an, hatte ich doch vorausschauend gleich vier davon zubereitet, aber Bianca und Rafaela wollten meine Käsebröte nicht. Vielleicht dachten sie, ich hätte mir die Hände nicht gewaschen daheim vor dem Broteschmieren, aber das war falsch, ich hatte sie gewaschen, sogar mit Seife. Das sagte ich ihnen aber nicht, denn es konnte ja sein, dass sie die Bröte aus anderen Gründen ablehnten. Dann fing sie an zu singen. Zum Playback aus dem CD-Player sangen die beiden im Sitzen ihre Songs vor sich hin, die sie später beim Auftritt im Stehen spielen und singen wollten. Hoffentlich würde das gutgehen, denn im Sitzen singt es sich anders als im Stehen. Ich hätte meine Texte auch schnell mal einlesen können, aber die waren schon

ingelesen, bis auf die neuen. Davon hatte ich auch welche dabei, würde aber höchstens einen davon lesen, weil das Buch dazu erst Ende November erscheinen wird. Meine Erfahrung mit Storys, die noch nicht veröffentlicht sind: Man sollte sie lieber nicht lesen. Es gibt nur Ärger. Kommen sie gut an beim Publikum, verlangen die Leute nach der Lesung nur nach dem einen Buch, in dem sich diese Storys befinden. Aus Enttäuschung, dass es noch nicht erschienen ist, kaufen sie am Ende auch kein anderes Buch. Kommen die Geschichten nicht gut an, denken die Leute, das neue Buch von dem brauchen wir auf jeden Fall nicht zu kaufen. Man kann also nur verlieren. Und wer verliert schon gern. Außer Zeit, die verliere ich gern auf der Autobahn, dann dauert es nicht so lange. Manchmal verlor ich schon Zeit beim Autofahren, dann dachte ich, das ging jetzt aber schnell, die letzten achtzig Kilometer flogen geradezu vorbei. Während der Fahrt nach Leipzig hatte ich dieses Gefühl nicht. Ich bekam alles mit, jeden Kilometer. Obwohl Bianca zügig fuhr, allerdings auch nicht zu schnell. Ich sah aus dem Fenster, zum Himmel hinauf. Der Himmel war blau, allerdings mit Wolken, großflächigen Wolken, weißgraubraunen Wolken, die mich an Pfannkuchen erinnerten. Ich mag Pfannkuchen, Blaubeerpfannkuchen, obwohl man sich beim Essen blaue Zähne holt. Es gibt Schlimmeres. Etwa ins Gelblichbraune tendierende Zähne. Nach zweihundertfünfzig Kilometern Fahrt verzehrte ich mein zweites Käsebrot und bot Bianca und Rafaela *Nimm 2-Bonbons* an. Wahlweise Zitrone oder Orange. Sie lehnten auch das ab, obwohl die Bonbons in Folie eingewickelt waren. Vielleicht sind die beiden *Friday-For-Future-Anhängerinnen* oder *Ende-Gelände-Fans* und nehmen aus Umweltbewusstsein keine Bonbons an, die in Folie eingewickelt sind, dachte ich. Ehe wir Leipzig erreichten, aß ich trotzdem noch zwei *Nimm 2-Bonbons*. Die geleerten Folien schob ich zurück in die Tüte, ich würde sie später fachgerecht in einem

Müllbehälter entsorgen und hoffte, dass sie nicht doch noch auf Umwegen von einem Tintenfisch gefressen würden, der dann davon Bauchschmerzen kriegte. Oder Tentakelschmerzen. Das war jetzt gar nicht lustig gemeint. Schon Hermann Hesse sagte im Hinblick auf die Rücksichtslosigkeit des Menschen: »Das Schrecklichste in der Natur ist der Normalmensch.« Und damit meinte er sicherlich auch den Bonbonesser, der die Folie einfach gedankenlos auf die Straße wirft, wo sie dann vom Wind, sie ist so leicht, die Folie, Gott weiß wohin getragen wird und großen Schaden anrichtet. Die Meere sind schließlich voller Plastik! Leipzig liegt nicht am Meer. Schade eigentlich, ich liebe das Meer. Aber man kann nicht alles haben.

Im *Penta*-Hotel gab es Bändchen für die Künstler, damit diese sich auch andere Festivalkünstler ansehen konnten, ohne dafür bezahlen zu müssen. Alles wie in jedem Jahr. Same Place, same Room, sogar der Typ, der die Liste mit den Bändchenkriegern (das ist falsch – klingt aber gut, darum lasse ich es stehen) nach unseren Namen durchging, war noch vom letzten Jahr da. Vielleicht lebte er im Hotel? Oder ein Wiedergänger? Egal. Wir bekamen unsere Festival-Bändchen und machten uns auf zum eigentlichen Hotel. Eigentlich, weil wir dort das tun würden, wozu Hotels nun mal da sind. Das eigentliche Hotel hieß *Victor's Residenz-Hotel*, hatte vier Sterne und befand sich ganz in der Nähe vom *Penta*-Hotel. Als erste Besonderheit bot das *Victor's* eine Absturz-Tiefgarage mit Sprachkontakt, das heißt, zunächst wurde die Einfahrt von einem soliden Gitter versperrt, das sich nur öffnete, wenn man auf die extra leise Stimme richtig reagierte, die aus einem grauen Kästchen kam, welches sich linker Hand der Einfahrt befand. Dazu brauchte es aber Hundehören, die wir alle drei nicht haben. So verstanden wir kein Wort von dem, was die Stimme sagte und Rafaela musste aussteigen und sich direkt vor das graue Kästchen stellen. Gut, dass die Stimme

alles nochmal wiederholte. So konnten wir letztlich, nachdem Rafaela der Botschaft der Stimme entsprechend das rote Knöpfchen am grauen Kästchen gedrückt hatte, endlich die Einfahrt passieren. Aber hui, kaum dass die Vorderreifen den Einlass passiert hatten, ging es sofort achterbahnmäßig in die Tiefe, und noch nicht vom Schrecken erholt, folgte auch gleich eine scharfe Linkskurve, welche beinahe unmittelbar in die maximal fünfzehn Fahrzeuge fassende Parkebene mündete. Ich dachte in diesem Moment schon, dass das beim Hinausfahren Probleme geben könnte, und so war es später dann auch. Zunächst jedoch parkte Bianca das Fahrzeug und wir trugen unser Gepäck in die Zimmer und gingen in der Nähe des Hotels in einem kleinen italienischen Speiselokal essen. Uns gegenüber und doch beinahe mit am Tisch, weil der Gang zwischen den Tischen so schmal ausfiel, dass auch nur ein besonders schlanker Kellner bedienen konnte, hockte ein älteres Ehepaar, jedenfalls Mann und Frau. Der Mann, Bürstenhaarschnitt, rote Backen, weiße Socken und Sandaletten, erkundigte sich nach dem Grund unserer schwarzen Bekleidung und darüber hinaus interessierte ihn, warum auch außerhalb des Speiselokals, quasi in ganz Leipzig, so viele Menschen schwarz trugen. Ich ärgerte mich ein wenig über diese plumpe Vertraulichkeit. Was geht wohl in dem vor, dachte ich, glaubt er etwa, dass ein König gestorben ist, oder was? Dass der Mann sich überhaupt traute, uns anzusprechen. Sahen wir vielleicht zu harmlos aus? Das wäre nicht gut. Und es lag auch keinesfalls in unserer Absicht. Rafaela gab ihm schließlich eine kurze Info zum *WGT*.

»Aha, ein besonderes Musikfestival«, echote er in Richtung seiner Frau, die gar nichts dazu sagte. Anstatt nun Ruhe zu geben, verlangte er nach Bandnamen. Es war vollkommen gleichgültig, was wir antworten würden, es interessierte ihn nicht wirklich, er wollte sich nur wichtig

tun vor seiner Begleitung. Also sagten wir, dass *Motörhead*, *John Lennon* und *Charles Baudelaire* auf dem Festival Konzerte und Lesungen veranstalten würden, und er antwortete, dass er diese Namen schon einmal irgendwo gehört hätte, aber er käme nicht darauf, wo das gewesen wäre.

Zwei Stunden später waren wir bereit für unseren Auftritt in der Heilandskirche. Im Parkhaus wartete das Hinausfahr-graue-Kästchen auf uns. Es befand sich unmittelbar vor der Steilwand nach oben. Die Stimme aus dem Kästchen klang noch leiser. Wir beachtetten sie nicht, drückten einfach auf das rote Knöpfchen, und Bianca steuerte ihr Fahrzeug guten Mutes die Steilwand hinauf. Oben angekommen, stellten wir fest: Das Gitter bewegte sich nicht. Der Kastenwagen stand beinahe senkrecht vor dem Gitter. Alle Bremsen waren getreten und gezogen. Ich stieg aus, bewegte mich vorsichtig die Steilwand hinunter zum Kästchen, lauschte den Worten der Stimme, die einen komplett anderen Vers aufsagte als bei der Einfahrt. Sie fragte mich nämlich, welches Fahrzeug hinausfahren wollte. Ich nannte das Fahrzeugkennzeichen, aber das wollte die Stimme gar nicht wissen. Sie verlangte nach der Parkplatznummer. Gut, dass ich mir auch die gemerkt hatte. So sagte ich schließlich: »Die Acht möchte das Parkhaus verlassen.« Es dauerte etwa dreißig Sekunden, ehe die Stimme ihr Okay gab. Raffinierte Sache, dachte ich, da wurde wohl erst ganz fix kontrolliert, ob noch eine Rechnung offen war. Das Gitter hob sich. Ich stieg die Steilwand empor und teilte den *Eerie Glam Girls* atemlos (es ist das erste Mal seit Jahren, dass ich mich traue, dieses Wort wieder zu benutzen, #*Helene Fischer*) mit, dass ich hinter der Einfahrt, die zugleich die Ausfahrt war, warten würde. Bianca löste alle Bremsen, und keine Ahnung, ob sie genug Gas gab. Jedenfalls fuhr der Wagen keinen Deut vorwärts Richtung nach draußen, sondern, oh Schreck,

der Kastenwagen mit den *Eerie Glam Girls* fiel die Steilwand hinunter. Es ist aus, dachte ich. Doch Millimeter vor der Linkskurve gewann Bianca die Kontrolle über den Kastenwagen zurück und brachte das Fahrzeug zum Stillstand. Ich atmete auf, erwartete nun recht zügig den Kastenwagen neben mir zu sehen, auf dass ich zusteigen und wir drei losfahren konnten, aber weit gefehlt, Bianca ließ ihr Fahrzeug weiter in Richtung Parkebene rollen. Ich bewegte mich schnellen Schrittes die Steilwand hinunter und rief besorgt in Richtung der beiden *Glam Girls*: »Was ist passiert? Funktioniert der Vorwärtsgang nicht mehr?«

Bianca hatte das Fenster heruntergekurbelt, sodass sie meine Frage verstehen konnte: »Nein, schon gut«, antwortete sie, »ich nehme nur von hier unten neu Anlauf.« Hoffentlich bleibt das Gitter solange oben, dachte ich und stieg erneut nach oben. Und, oh gütiges Schicksal, auch die *Glam Girls* schafften es mit neuem Schwung und ordentlich Anlauf aus dem Parkhaus hinauszukommen. Puh!

Für einen Augenblick hatte ich schon befürchtet, ich würde am Abend ohne meine Begleitband auf die Bühne müssen.

Da würden wir wohl alle drei später in der Leipziger Heilandskirche eine Kerze anzünden müssen ...

The Past

Musik: Myrkur – Børnehjem

Von Kindheit an war die schrecklichste aller Vorstellungen, welches Unglück mir im Laufe des Lebens widerfahren könnte, die, im Moor versinken zu müssen. Ich sah mich im Traum auf der Flucht vor imaginären Feinden. Sie waren nur ein paar Schritte hinter mir. Es ging durch ein spärlich bewachsenes Waldgebiet. Ich rannte, so

schnell ich eben konnte. Bis ich hineingeriet, ins Moor. Zu große Schritte. Zu hastig. Zu unachtsam. Schon steckte ich fest und sank. Es begann langsam und war doch von Beginn an unumkehrbar. Mit dem Versinken schrumpfte ich. Und je mehr Gegenwehr ich leistete, desto rascher verlief der Prozess des Abtauchens. Schwarzer Morast mit abgestorbenen Bäumen und vom Moor konservierten Leichen nahm mich auf. Meine Füße, die Beine, den Oberkörper. Zuletzt meinen Kopf, dann Mund, Nase, Ohren, Augen, Stirn, Haare. Blubb.

Kind sein – tot sein

Die Tragik des Sterbens.

Und dann erst der Tod.

Er selbst ...

Als Kind, da weiß man nichts von diesen Dingen. Da denkt man, das findet in deinem Universum nicht statt, jedenfalls nicht zeitnah, weder heute noch nächstes Jahr, und viel weiter dachte ich als Kind sowieso nicht, nur von einem Geburtstag zum anderen und daran, dass etwa auf halber Strecke Weihnachten lag ...

Mein erster Toter war Onkel Otto. Das passierte um Ostern herum. Auch ein Posten auf der Jahresstrecke, aber längst nicht so bedeutend wie Weihnachten, und zeitweise kam die Osterzeit in Begleitung eines unerfreulichen Ereignisses, gab es doch Jahre, in denen im April das Schuljahr endete und Zeugnisse verteilt wurden. Ich war nahezu acht Jahre alt, mein Lieblingslied hieß – wie all die Zeit zuvor auch schon – »Der Mond ist aufgegangen«, und von Anfang Mai bis Ende September musste ich kurze Hosen tragen, jedes Jahr aufs Neue, selbst die mehr als alberne Lederhose, die ganz besonders häufig, denn die

brauchte nicht gewaschen zu werden. Von Sportbekleidung wie Turn- und Badehosen einmal abgesehen, mochte ich kurze Hosen nicht und glaubte, die wären nur erfunden worden, damit die Sommerferien auch etwas Schreckliches hatten und eben nicht nur aus schulfrei, Sonne, Eisessen, und Schwimmengehen bestanden.

Onkel Otto starb Ende April. Ich war nicht unmittelbar dabei, als er für immer alle Viere von sich streckte. Erst ein paar Tage später sah ich ihn in der Leichenhalle oder Trauerhalle, was wusste ich schon, welches da die korrekte Bezeichnung war. Onkel Otto lag wie auf unecht gemacht in seinem Sarg, und wer Lust hatte, konnte ihn noch mal angucken, ehe der Deckel für alle Ewigkeit heruntergeklappt wurde. So war das Anfang der sechziger Jahre in Bochum auf dem Freigrafendamm. Ein Friedhof von der Größe mehrerer Fußballplätze, mit Grabsteinen darauf, so zahlreich wie die Namensschilder auf den Briefkästen von Wolkenkratzern. Es guckte allerdings nicht jeder noch mal hinein in den Sarg mit dem toten Onkel Otto darin, meine Mutter etwa, die wollte nicht, obwohl sie damals noch relativ jung war, also eigentlich genug Abstand haben musste zur Sache, aber ich glaube, sie dachte bereits in dieser Zeit, dass der Tod ansteckend wäre, dass einem beispielsweise beim In-den-Sarg-Gucken etwas Ähnliches passieren mochte wie bei den Feierlichkeiten einer Hochzeit, wenn man zu nah dran steht am Geschehen, und dann trifft einen der Brautstrauß, und man ist als nächster an der Reihe. Ich schaute jedenfalls herunter auf den toten Onkel Otto und machte mir keinen Kopf darüber, dass mir ein letzter Blick auf den Toten etwas anhaben könnte, ich dachte nur: »Scheiße, zehn Mark weniger!«

Das waren im Jahr sogar zwanzig Mark: Weihnachten und Geburtstag. Die Verwandten, die ich sonst noch hatte, waren von Haus aus geizig oder hatten selbst nichts. Da war der Zehner von Onkel Otto schon eine Bank zum Fest, eine feste Bank sozusagen. Andererseits gab's nichts

Besonderes zu berichten über Onkel Otto, den Sparkassenangestellten und Ex-SA-Mann, außer vielleicht von diesen zwei Dingen: Er hatte jahrelang eine Geliebte, obwohl er gar nicht verheiratet war. Trotzdem tönte die Verwandtschaft all die Jahre, die Ilse wäre seine Geliebte, und dabei sah die Ilse nicht einmal entfernt aus wie eine Geliebte. Sie hatte die Haare zu einem immensen Dutt zusammengeklumpt (da hätten Störche drauf brüten können!), sie trug lange, farblose Faltenröcke und ihre Blusen waren stets bis zum Hals zugeknöpft. Außerdem hatte sie eine tiefe Stimme, wie ich sie sonst nur von Männern kannte. Ich fand Tante Ilse ein wenig gruselig und hätte verdammt noch mal nicht mit ihr allein in einem kleinen Raum sitzen wollen ...

Die zweite Besonderheit in Verbindung mit Onkel Otto betraf oder besser: traf mich selbst. Es handelte sich um drei Ohrfeigen, die ich ein Jahr zuvor von ihm kassiert hatte. Einfach so, beim gemeinsamen Fernsehen, ohne dass ich einen erkennbaren Grund geliefert hatte. Womöglich geschah das nur, weil er selbst keine Kinder hatte und ausprobieren wollte, wie das ist, so ein Kind zu ohrfeigen. Das war Anfang der sechziger Jahre sowieso nichts von Bedeutung, genau wie Katzen ertränken, wenn sie sich zu heftig vermehrt hatten, und man nicht wusste, wohin mit dem ganzen Nachwuchs. Onkel Otto hatte einen ordentlichen Schlag drauf und die fünf Finger seiner rechten Hand – er war Rechtsausleger – hatten rote Spuren hinterlassen auf meiner rechten wie linken Wange. Die rechte, auf der zwei Schläge gelandet waren, fühlte sich an wie tot, erschlagen. Da hätte der Zahnarzt sofort losbohren können, ganz ohne Betäubung, die es aber damals ohnehin nicht gab. Ich fragte meinen Vater, der dabeisaß, direkt im Anschluss an die drei Ohrfeigen von Onkel Otto nach einer Schmerztablette und bekam noch eine Zugabe von ihm, und zwar links, und dann war diese Backe auch bereit für den Zahnarztbohrer.

Unser Zahnarzt, das war ein Riese von einem Meter und neunundneunzig. »Unter zwei Meter«, sagte Doktor Farian zu meinem Vater, »groß schon, aber noch unter zwei Meter.« Das wiederholte er sogar, und er sprach die Worte mit einer extra Portion an Betonung, so als wäre es von enormer Wichtigkeit, eine Art Beweis, weil er wohl nach seiner Einschätzung mit diesem Körperlängenmaß im öffentlichen Ansehen gerade noch als Mensch durchging. Darüber hinaus war Doktor Farian kräftig und schwer wie ein Paket, wo ein Menschenaffe drin ist, oder gleich zwei, ein Menschenaffenpärchen sozusagen. Ein Paket, das niemand tragen konnte, nicht einmal Muhammad Ali, der Boxer. Ständig rot im Gesicht war er, der Doktor Farian, und er hatte buschige, zusammengewachsene Augenbrauen.

»Der ist gar kein echter Doktor«, hieß es einmal bei uns zu Hause, als ein paar Bekannte aus der Nachbarschaft zu Besuch waren: »Der Farian ist nur Dentist.« Das klang nicht vertrauens-erweckend, ganz und gar nicht. Und dann füllte der Schulzahnarzt, dessen Namen ich gleich wieder vergessen oder verdrängt hatte, die Mängelkarte aus, natürlich erst, nachdem er mir so lange mit dem Zahnarztspiegel gegen die Zähne geklopft hatte, dass ich dachte, er spielt ein Lied auf einem Xylofon. Er spielte dieses Lied, bis mir alle Zähne wehtaten, und im Anschluss gab's also die Mängelkarte. Schon ein paar Tage später saß ich bei Doktor Farian, der nur Dentist war oder Sadist, und wurde von den Sprechstundenhilfen auf den Angriff vorbereitet. Als Doktor Farian wenig später in den Behandlungsraum kam, wusch er sich erst einmal an einem Miniwaschbecken das Blut vom Vorpatienten von den Händen. Es gab noch keine Handschuhe und auch keinen Mundschutz. Nach dem Waschvorgang kam er auf mich zu, und es wurde sogleich deutlich dunkler im Raum, jedenfalls für mich und mein Blickfeld. Der Doktor legte seine linke Hand, die erschreckenderweise auf deren

Rückenpartie sich fünf lockige, lange Haare befanden, auf die Armlehne und trat mit dem rechten Fuß (zum Glück war es ein Fuß und kein Pferdehuf) auf ein Pedal, welches unten am Behandlungsstuhl angebracht war. Auf diese Weise pumpte er mich mit schnellen, kleinen Tritten mit-samt Stuhl nach oben, bis ich nahe der Decke seine Behandlungshöhe erreicht hatte. Dann erst fand er zur Sprache und sagte: »Na dann wollen wir mal!«, obwohl ich zumindest nicht wollte, sondern musste, wegen der Mängelkarte vom Schulzahnarzt. Die Schmerzen setzten bereits ein, noch ehe eine von Doktor Farians Pranken mit dem Zahnarztinstrument, das aussah wie ein Dosenöffner alter Schule, also rein mechanisch, in meinem Mund angelangt war. Doktor Farian nahm immer zuerst diesen Dosenöffner, und der war vorne spitz und zum Haken gekrümmt, und damit stieß er hinab in die Karies-Höhlen meines Mundes, und auch wenn ich nun vor Schmerz aufschrie, gab es weder eine Spritze noch eine Tablette, nicht einmal eine Ohrfeige.

Ich bin vom Thema abgekommen. Onkel Otto lag tot im Sarg. In seinem Morgenmantel. Die Ilse war seit geraumer Zeit fort. Er hatte zuletzt keine Frau mehr an seiner Seite gehabt, die ihn anders hätte einkleiden können, also trug er den Morgenmantel, den er wohl auch im Krankenhaus getragen hatte, als er über die Wupper gegangen war. Längsstreifen, grau und blau. Immerhin hatte man ihm die Brille abgenommen. Vielleicht weil die Augen zu waren, obwohl, selbst wenn sie offen gestanden hätten, gesehen hätte er damit nicht mehr als Toter. Das dachte ich und ich fragte mich, wo sie hin sein mochte, die Brille, die er immer getragen hatte, diese wuchtige Hornbrille, die nun fehlte in seinem Gesicht, gleich ob die Augen zu waren oder nicht. Ich hätte sie gut gebrauchen können, die Brille, die Gläser zumindest, zum Feuermachen draußen im Park. Ein Duplikat der Brille von Onkel Otto trug mein Vater seit immer schon, außer beim Schlafen und

im Schwimmbad. Darum sah er im Schwimmbad auch irgendwie komisch aus, seine Augen hatten ohne Brille etwas glasig Krankes, als wäre zu viel vom Chlorwasser reingelaufen. Viele Männer trugen diese Brille damals, selbst Derrick, und ich glaubte fest daran, dass es nur diese eine Brille für Männer gab und vielleicht noch die Klobrille, die man aber hochschieben musste zum Pinkeln. Womöglich hatte mein Vater die Brille vom Onkel Otto als Ersatzbrille an sich genommen.

Ich hatte große Lust, Onkel Otto anzufassen im Gesicht, seine Nase zuzuhalten oder ihm an den Ohren zu ziehen, und so beugte ich mich ein wenig nach unten, und mit einem Mal flog doch diese Fliege über mich hinweg auf die Nase von Onkel Otto und putzte sich die Flügel. Und wie ich mich noch wunderte über die Fliege, durfte ich nicht weiter reingucken in den Sarg, weil noch andere gucken wollten. Man schob mich beiseite und so konnte ich nicht mal sehen, ob die Fliege noch herausfliegen konnte, ehe der Deckel für immer runterging.

Sobald ich ein Erwachsener sein würde, würde ich ein Testament machen und in dieses Testament hineinschreiben, dass bei meiner Beerdigung unbedingt Obacht auf Insekten gegeben werden sollte. Man kann sich ja nicht wehren im Sarg, im blaugrau gestreiften Morgenmantel, und es kitzelt fürchterlich, wenn man eine Fliege auf der Nase hocken hat, und das dauert im Sarg, eine halbe Ewigkeit mindestens ...

Mysteriös 3

Als Kind durfte ich gewisse Fragen nicht stellen. Tat ich es trotzdem, zog das zwar keine Bestrafung nach sich wie Ohrfeige oder Stubenarrest, sondern man strafte mich mit Ignoranz. So erhielt ich keine Antwort auf die Frage, warum in den Wild-West-Serien à la *Bonanza* oder *Cowboys*

nie jemand aufs Klo musste. Nicht einmal bei den Kinderserien wie *Schweinchen Dick*, *Lassie* oder *Flipper* musste irgendwer auch nur ein einziges Mal aufs Klo. Dabei geht doch im realen Leben jeder Mensch ein paar Mal am Tag auf die Toilette und auch Tiere verrichten ihre Geschäfte regelmäßig. So wurde die Wirklichkeit schon im Kinderfilm der sechziger Jahre verändert. Gefälscht. Fake News for Kids.

Was ich erst recht nicht fragen durfte, war: Wie das mit den Juden im zweiten Weltkrieg war, ob meine Eltern Juden gekannt hätten, die von den Nazis abtransportiert worden waren. Ausnahmslos alle meiner Verwandten hatten weder eine jüdische Familie gekannt noch etwas von den grauenvollen Dingen wie Konzentrationslager und Vergasung mitbekommen. Das kam mir schon sehr merkwürdig vor. Sechs Millionen Menschen, die einfach so, von meiner gesamten Verwandtschaft unbemerkt, verschwinden konnten. Ein weiteres schwieriges Thema war der Krieg als solcher und alles, was mit ihm zu tun hatte. So durfte Vater nicht gefragt werden, wie es für ihn im Krieg gelaufen war, ob er selbst oder Großvater oder einer der Onkels einmal oder mehrmals Auge in Auge dem Feind gegenübergestanden hatte. Und wie viele Feinde jeder von ihnen am Ende erschossen hatte. Nur wenn die Erwachsenen beisammensaßen und sich unterhielten, schnappte ich manchmal ein paar Brocken auf. Nachdem ich die Puzzlestücke sortiert und zusammengefügt hatte, ergab sich zur Jugend und der soldatischen Laufbahn meines Vaters für mich folgendes seltsames Gesamtbild: Vater war zuerst bei der Hitlerjugend gewesen, weil da jeder hinmusste, oder wollte, oder gleich beides auf einmal, und dort wurden dann häufig deutsche Volkslieder gesungen und jede Menge Sport getrieben. Ein Mädchen kam als Freundin nicht in Frage, wenn sie zum Beispiel nicht gut Fahrrad fahren konnte. Damals ging es den Typen nicht um ein hübsches Gesicht mit vollen Lippen, nicht um die

Oberweite, auch nicht darum, ob das Mädchen dick oder dünn war, einen kurzen Minirock trug, oder zumindest gut küssen konnte, wichtig war allein, ob sie eine Sportskanone war oder nicht. Noch ehe Vater die erste weibliche Sportskanone für sich entdeckt hatte, folgte – unmittelbar auf die Hitlerjugend – gleich der Krieg. Vater wollte zu den Fliegern, kam aber nicht zu den Fliegern, weil er schon am Boden schlecht sehen konnte und man davon ausging, dass er vom Himmel herab in Richtung Erde gar nichts mehr sehen würde, also dass sein Blick vom Flieger aus gar nicht bis zur Erde herunterreichen würde. So wurde er Matrose. Auf hoher See war die Sicht nicht so entscheidend. Die Reise ging schließlich nicht in die Antarktis, wo es darauf ankam, Eisbergen oder Treibeis auszuweichen, sondern nur nach Frankreich. Außerdem waren genug andere Matrosen an Bord, die gut sehen konnten, und fürs Deck schrubben reichte die Sehkraft meines Vaters allemal. Kaum an Land kam er sofort in die Kriegsgefangenschaft. Das war praktisch auch Vaters erster Feindkontakt. Und noch ehe aus seiner Waffe – hatte er überhaupt eine? – ein Schuss abgegeben werden konnte, war der Krieg auch schon vorbei, und es folgten Wochen und Monate oder gar Jahre in der Gefangenschaft. Das war nicht schön, mit so vielen Männern auf einem Haufen in schlechter Unterkunft und bei miserabler Verpflegung ewig und drei Tage dahinvegetieren zu müssen. Dazu permanent die fremde Sprache, von der Vater kein Wort verstand. Hitler und seine Kollegen hatten bei der Ausbildung ihrer Soldaten auf Fremdsprachenkenntnisse keinen Wert gelegt. Alles in allem gefiel es Vater überhaupt nicht in der Gefangenschaft und so unternahm er drei Fluchtversuche. Sie misslangen alle drei. Nach dem ersten wurde er mit zwei Wochen bei halber Essensration abgestraft, nach dem zweiten bekam er eine Skinheadfrisur verpasst, die seine Ohren noch mehr vom Kopf abstehen ließen, als sie es ohnehin schon taten, sodass wohl keine weibliche

Sportskanone noch mit ihm auch nur ins Kino gegangen wäre, und nach dem dritten wurde er an die Wand gestellt. Mit allem Drum und Dran, also das kalte Mauerwerk im Rücken und die Augen verbunden. Das letzte, was er zu sehen bekam, waren die drei französischen Soldaten mit Gewehren im Anschlag auf fünf Meter Abstand gegenüber. Der erste Schuss ging wohl knapp daneben. Jedoch der Knall ließ die Knie weich werden und die Muskeln erschlaffen. Da musste der befehlgebende Franzose unterbrechen und erst einmal nachhelfen, auf dass Vater auch wieder ordentlich zu stehen kam, ehe der zweite Mann dem Schießbefehl des Vorgesetzten nachkam. Nachdem dieser Schuss deutlich drüber gegangen war, keimte in Vater erste Hoffnung, dass die Schützen noch kurzsichtiger waren als er selbst und auch der dritte Schuss sein Ziel verfehlen würde. So kam es dann auch, aber Vater hatte sich vor lauter Schreck in die Hose gemacht, was ich aber eigentlich gar nicht erzählen darf, weil das im Krieg unter dem Führer überhaupt nicht vorkommen durfte. Dennoch unternahm Vater einen weiteren Fluchtversuch, der glückte. Vielleicht verfolgten ihn die Franzosen auch gar nicht, weil sie nicht wussten, mit welcher Bestrafung sie Vaters vierten Fluchtversuch begegnen konnten. Der Krieg war ohnehin gewonnen und wenn sie ihn entkommen ließen, war ein Teller Suppe am Tag weniger auszuschenken. Wie auch immer, Vater kämpfte sich jedenfalls bis nach Bochum durch und traf dort auf seine Mutter, die zwar noch im selben Haus lebte, aber inzwischen in die Waschküche umgezogen war, weil der Feind ihre Wohnung beschlagnahmt hatte. Sie freute sich, ihren Sohn zwar abgemagert, aber gesund wiederzusehen und auch darüber, dass er mit dem Rauchen angefangen hatte. Und aus lauter Wiedersehensfreude rauchten die beiden erst einmal eine Zigarette zusammen. Leider konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen, ob mein Vater nach der

Wiedersehens-Zigarette auch in die Waschküche eingezogen war, und wenn ja, wo er dort sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte. Das wäre sowieso wieder so eine Frage gewesen, die ich niemals beantwortet gekriegt hätte.



Klaus Märkert 1964.

Kind sein III (1966)

Ich hatte kein Pferd, wollte auch keins. Ich mochte Pferde nicht besonders. Ich war ein Zu-Fuß-Cowboy, als ich so um die zehn Jahre alt war. Am Hemd trug ich einen silbernen Sheriffstern und um die Hüften einen Pistolengurt mit Halfter, in dem sich ein Revolver mit einer Sechschussstrommel befand. Geladen wurde mit dunkelroten Platzpatronen Marke Extralaut. Trotzdem wäre ich lieber Indianer gewesen, ein Apache wie Winnetou, aber mein Freund Benno war ein halbes Jahr älter und stärker als ich, und es war bei uns zu Hause in Wattenscheid-Eppendorf nur Platz für einen Häuptling der Apachen. Am Ende blieb für mich nur die Rolle des Sheriffs Old Shatterhand. Mir war auch egal, ob der echte Shatterhand überhaupt Sheriff war. Wenn ich schon kein Winnetou sein durfte, dann zumindest alles an attraktivem Rest, was – egal ob Realität oder Fantasie – im wilden Westen so herumlief, und das war für mich: Sheriff Old Shatterhand. Für diesen besonderen Tag hatten Benno und ich Karten für die 15-Uhr-Vorstellung im Kino unten im Dorf. Da hatten wir beide im Vorfeld drauf gespart. Es lief Winnetou Drei.

Gegen Mittag hockten wir bei Benno daheim im Garten. Die Zeit totschiagen. Eine gute halbe Stunde noch. Wir saßen nur so herum. Benno sah albern aus. Sein Kopfschmuck mit den Federn hing auf halb acht. Außerdem war er wieder mal viel zu blass im Gesicht für eine Rothaut, da nützte auch der Federkranz nichts und die Plastik-Winchester, die nur Plopp machte und nicht einmal richtig knallte. Ich sagte es ihm aber nicht. Lachte nur so in mich hinein und dachte, was für einen lausigen Apachen-Häuptling er doch abgab. Und darüber hinaus dachte ich noch, dass das doofe Schicksal ihn ungerechterweise fünfeinhalb Monate älter und stärker gemacht hatte als mich, was in meinen Augen spiegelbildlich war

für die Niederlage der Indianer im Kampf mit den Bleichgesichtern. Zumindest irgendwie ...

Dennoch siegte an diesem Tag auch bei mir die gute Laune. Schon wegen der Vorfreude auf den Kinofilm. Es war bis dahin bereits ein Tag zur Freude gewesen. Die Sonne schien, ich hatte eine zwei in der Klassenarbeit, der Revolver war geladen und überhaupt. Das kleine Radio im Garten schepperte drauflos. Es lief ein Song der Beatles. Neben Obladi, Oblada wohl der dämlichste, den sie je gemacht hatten: Yellow Submarine. Dieses Lied war auf so eine plumpe Weise fröhlich, als wolle es die Existenz unglücklicher Hühner auf dem Hühnerhof leugnen. Die meisten Erwachsenen haben eine Schwäche für solche Songs, weil sie glauben wollen, dass Hühner, die Eier legen, allein schon deshalb glücklich sind, weil sie Eier legen dürfen. Ist Bullshit. Habt ihr einer Henne mal dabei zugehört, beim Eierlegen? Das tut verdammt weh. Die kneift ihre Augen zusammen und presst das fette Ei hinten raus. Plopp. Nach dem dritten Ei tut ihr tagelang der Arsch weh. Das könnt ihr mir glauben!

Bennos Oma Wilma öffnete das Fenster zum Garten hinaus, welches sich in etwa drei Meter über uns befand. Das allein verhielt nichts Gutes. Sekunden später hing ihr Oberkörper über dem Fenstersims und ihre Befehlsstimme schnarrte los. Benno solle sofort Zigaretten kaufen gehen unten im Dorf am Büdchen. Sie habe schon dort angerufen, und Bescheid gesagt, dass gleich ein Elfjähriger vorbeikommen würde mit dem Zettel mit ihrer Handschrift, damit es keine Probleme gäbe. Das Münzgeld wickelte sie wie immer in das Stück Papier, auf dem sie die Bestellung notiert hatte, und warf es dann als kleines Pack aus dem Fenster. Wir schauten beide nach oben, um zu sehen, wo es hinfiel, und waren dabei auf der Hut. Vor ein paar Wochen war ich schon einmal dabei gewesen, als die Alte Geld für den Einkauf aus dem Fenster geworfen hatte. Benno hatte das Wurfgeschoss volles Rohr an den

Kopf gekriegt. Da waren Kopfschmerzen angesagt. Den ganzen Tag. Er musste trotzdem los, einkaufen gehen. Die Alte hatte ihn kein bisschen bedauert, sondern gleich losgebrüllt: »Stell dich nicht so an, im Krieg hat man noch ganz andere Sachen an den Kopf gekriegt.«

Ich dachte, das mochte schon so gewesen sein, aber die Soldaten im Krieg hatten es danach auch hinter sich und mussten nicht mit Kopfschmerzen los zum Kiosk wie Benno. Soweit die Kopfschmerz-Story. War im Augenblick unwichtig, außer vielleicht, man käme auf die Idee, mit Oma Wilma handeln zu wollen. Motto: Ich werde nicht zur Bude gehen, weil ich ins Kino möchte. Total sinnlos!

»Wenn wir die Straße nehmen, könnte es verdammt knapp werden«, sagte ich. Benno nickte. Dann schwiegen wir einen Moment. blieb noch der Weg über die Wiese. Zehn Minuten kürzer. Wäre also kein Problem. Nur, da war das Pferd. Böser Fury aus Wattenscheid-Eppendorf. Der Klepper war steinalt und dennoch immer voll auf Angriff aus. Eine Art Schlachtross, hatte womöglich nicht mitgekriegt, dass der Zweite Weltkrieg schon lange vorbei war. Ein schmierig graues Schlachtross, ein bisschen fett, aber schnell zu Fuß. Wenn man riskierte, durch die Wiese ins Dorf zu gehen, sollte man unbedingt den Pferdekopf im Auge behalten. Hob sich dieser aus dem Gras und signalisierte so Interesse an den Geräuschen, die aus der näheren Umgebung zu ihm drangen, war hektische Flucht angesagt. Es gab keinen Zaun oder Draht oder was auch immer, nichts, was die vierbeinige Furie hätte aufhalten können. Der Bauer hatte zur Warnung vor Böser Fury lediglich ein Schild an beiden Enden der Wiese aufgestellt: »Privatbesitz! Durchgang auf eigene Gefahr!«

»Wenn du einen Revolver hättest«, sagte ich, »könntest du auf den Klepper schießen. Durch den Knall verschwindet der bestimmt.«

»Oder auch nicht«, sagte Benno, »kann ja sein, das Knallgeräusch macht ihn nur noch wilder.«

»Dann schieß ich eben, das lenkt ihn von dir ab. Ich bleibe am Weganfang stehen und warte, was passiert, und sobald der Gaul auf dich losgeht, schieße ich ein paar Mal in die Luft.«

Ein guter Plan. Und so machten sich Winnetou, der Häuptling der Apachen von Wattenscheid-Eppendorf, und sein Freund Sheriff Old Shatterhand auf den Weg in Richtung der etwa dreihundert Meter Gefahrenzone, um für Oma Wilma eine Schachtel Ernte 23 am Büdchen im Dorf zu holen.

Böser Fury stand wiesenmittig. Die Pferde Zähne ins Gras gehauen. Kauend.

»Ich bleib jetzt hier stehen«, sagte ich und hielt demonstrativ den Revolver im Anschlag. Der Sheriffstern glänzte in der Sonne und der silberne Revolver auch.

Der Häuptling der Apachen blieb neben mir stehen. Er war noch blasser als vorher.

»Was ist?«, sagte ich, »du musst los, sonst wird's auch über die Wiese zu knapp.«

»Und wenn wir tauschen?«, sagte Benno.

»Tauschen?«

»Ich gebe dir das Geld, und du gehst zur Bude.«

»Da müsstest du ja blöd sein«, sagte ich, »wenn du jetzt nicht voran machst, gehe ich allein ins Kino.«

Benno sagte, dass er nicht könne, er habe seit der Kindheit eine Pferdeallergie.

»Pferdeallergie?«, sagte ich, »was soll das denn sein?«

Als er sechs Jahre alt war, hätte ihn ein Pferd gebissen, sagte Benno. Das klang schon sehr komisch. Wie ausgedacht. Ich glaubte ihm kein Wort davon. Aber die Angst war da. Die war ihm anzusehen.

»Gut«, sagte ich, »ich gehe, aber dann tauschen wir komplett, und ab sofort bin ich Winnetou. Und wenn ich es

mit den Zigaretten über die Wiese zurück bis zum Garten schaffe, bleibe ich ein ganzes Jahr lang Winnetou.«

Benno war einverstanden. Es blieb auch keine Zeit für langwierige Verhandlungen. Er nickte also und gab mir sein Indianerehrenwort. Vorerst sein letztes. Schon war er Old Shatterhand. Ohne Sheriffstern. Den behielt ich. Wir zogen uns in Windeseile um. Passte mir alles gut soweit. Yippie Yeah, ich war Winnetou!

Die ersten Schritte setzte ich behutsam. Sah auch mal zurück Richtung Benno. Er stand am Weganfang und hielt den Revolver im Anschlag. Der Klepper fraß weiter Gras. Alles bestens.

Ich hatte gut die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als ich den Knall hörte. Benno hatte geschossen. Der Knall war eindeutig aus seiner Richtung gekommen. Warum aber hatte er geschossen? Einfach so, oder aus Versehen? Böser Fury hatte jedenfalls noch keine Anstalten gemacht, auf mich loszugehen. Trotzdem hatte Benno geschossen. Vor Schreck blieb ich erst einmal stehen. Und dabei sah ich, wie Böser Fury den Kopf aus dem Gras hob, kurz zu uns herüberschaute und sich dann in Bewegung setzte. Er rannte Richtung Knall, also Richtung Benno. Und Benno? Benno Shatterhand tat gar nichts. Das heißt, er blieb stehen und starrte. Er gab auch keinen weiteren Schuss ab. War wohl gelähmt vor Schreck. Und der Klepper rannte ihn einfach über den Haufen. Nichts, nicht einmal ein Schrei war von Benno zu hören.

Was tust du nun, dachte ich, was zum Henker hätte Winnetou getan mit seinem Blutsbruder Old Shatterhand? Nichts, denn der wäre niemals in eine derart blöde Situation hineingeraten. Ich konnte Benno gar nicht mehr sehen. Böser Fury hatte seinen Pferdekörper vor ihm positioniert, und sein Pferdemaul hing wohl direkt über Benno Shatterhand. Wahrscheinlich fraß er ihn gerade auf. Eine Schande ist das, dachte ich, dass dieser Feigling dich vor ein paar Wochen im Armdrücken geschlagen hat.

Es tat sich nichts weiter am Weganfang. Im Augenblick sah alles friedlich aus dort drüben. Vielleicht war auch gar nichts Schlimmes passiert. Der Klepper hatte Benno nur umgeworfen und das war's schon. Ich beschloss, erst einmal die Zigaretten kaufen zu gehen und dann auf dem Rückweg nach Benno zu sehen. Wenn noch eine Chance bestand, rechtzeitig ins Kino zu kommen, musste ich erst einmal den Einkauf erledigen. Außerdem wollte ich meinen Teil des Deals ableisten, meinen Einsatz für ein Jahr Winnetou sein ...

Es ging alles glatt am Büdchen. Ich hatte die orangefarbene Schachtel Zigaretten in der Jackentasche verstaut und machte mich auf den Rückweg. Ich sumgte ein Lied. Was mir gerade so einfiel. We all live in a Yellow Submarine, Yellow Submarine, Yellow Submarine ...

Die Wiese lag vor mir. Der Song hinter mir. Wo war Böser Fury? Stand rasenmittig, graste, kaute. Ich ging strammen Schrittes weiter, ohne in auffälliges Laufen zu wechseln, und hatte alsbald schon freie Sicht auf die Stelle, an der Benno Shatterhand gestanden, später gelegen hatte. Aber da war nichts. Er war nicht da. Nichts von ihm. Nichts, was auf seine Anwesenheit hindeutete. Ich bewegte mich weiter in Richtung Garten von Bennos Eltern und Großeltern. Benno stand beim Gartentor. »Hast du die Zigaretten?«

Ich gab sie ihm.

»Warte kurz!« Er verschwand im Hauseingang. Zwei Minuten später war er zurück. Wir gingen ins Kino. Unterwegs sagte keiner von uns ein Wort. Wir gingen sehr schnell. Wollten nichts verpassen vom Film. Verpassten nichts.

Nach Filmende trennten sich unsere Wege. Die Wohnungen unserer Eltern lagen vom Kino aus in entgegengesetzter Richtung.

»Also bis Morgen, Shatterhand«, sagte ich, »gehst du über die Wiese?« Ich dachte, mit einem lockeren Spruch

könnte ich noch etwas in Erfahrung bringen, aber Benno sagte nur: »Bis morgen dann.«

Die nächsten zwanzig Tage sah ich ihn nicht. Er hätte die Masern, hieß es. Als er zurückkam, hatte er nichts mehr am Hut mit Wildwest. Er war nun Tarzan, der König des Dschungels.

Ein halbes Jahr später war Benno tot. Tarzan Benno war vom Kleiderschrank aufs Bett gesprungen, ohne Liane. War dabei falsch aufgekommen, mit der Seite gegen das Bettgestänge geschlagen. Innerlich verblutet. Eine schreckliche Sache. Wenn ihr mich fragt: Böser Fury war schuld! Egal, was er an jenem Nachmittag mit Benno angestellt hatte, ob er ihn nur abgeleckt oder vollgepisst hatte, der Klepper hatte Benno aus dem Wilden Westen geholt und in den Dschungel gebeamt. Und das war Bennos Ende.

Böses Pferd.

Böser Fury.

Crazy thing called love (Auszug)

[...] Hanna war bei mir. Weder Hendrix-Fan noch Woodstock-Frau! So lockig-blond das Haar und tiefblau ihre Augen. Ich hatte sie vor zwei Wochen im Schwimmbad kennengelernt. Seitdem hatten wir uns zwei Mal getroffen. Beim dritten Date hockten wir in der Nähe vom Sportplatz im Gras, beinahe wie in dem Drogen-Song von Juliane Werding, nur träumen taten wir nicht. Ich hatte den batteriebetriebenen Plattenspieler dabei, den mit dem Lautsprecher im Deckel. Ich zog den Tonarm zurück, bis es »knack« machte. Der Plattenteller rotierte drauflos, und ich setzte den Arm mit der Nadel in die Anfangsrille. Es lief Pictures Of Matchstick Men von Status Quo. Hanna und ich liebten diesen Song genauso wie *Night Of The Long Grass* von den Troggs, *Ha, Ha Said The Clown* von Manfred Mann, *Poor Boy* von The Lords oder *The Days*

Of Perly Spencer von David Mc Williams. Beim nächsten Song, *Crimson And Clover* von Tommy James & The Shondells, sah Hanna mich an. Anders und vor allem länger als gewöhnlich. Dabei war etwas in ihrem Blick, das mir deutlich machte, gleich wird etwas geschehen. Und tatsächlich, sie beugte ihren Oberkörper vor, und rückte dabei ihr Gesicht ganz nahe an meines heran. Sie hatte ihre Augen geschlossen. Ich machte meine Augen auch lieber zu. Von diesem Moment der geschlossenen Augen an hätte ich nicht mehr die Zeit gehabt, auch nur bis drei zu zählen, ehe ich ihre Lippen auf den meinen spürte, und von da an wäre ich nicht einmal bis zwei gekommen, ehe sich ihre Zunge einen Weg an meinen Schneidezähnen vorbeigebahnt hatte. Ich wusste, um was es hier ging, ich war ja kein Alien. Und doch war mir recht ungewöhnlich zumute, die fremde Zunge in meinem Mund zu fühlen, die dort Dinge tat, die meine eigene dort so nie getan hatte, warum auch? Es war mit einem Mal deutlich weniger Platz in meiner Mundhöhle, und schon deshalb ließ ich meine Zunge in ihren Mund gleiten, wusste aber nicht recht, was ich mit meiner Zunge dort tun sollte. Ich fragte mich also, was tust du nur mit deiner Zunge in dieser unbekanntenen Umgebung, und sah mich gleichzeitig genötigt, darauf achtzugeben, was denn die fremde Zunge in meinem Mund weiter anstellte. So registrierte ich, dass sie sich bewegte, die fremde Zunge, hin und her und auf und ab oder auch im Kreis herum, und sie stieß dabei ein paar Mal gegen einen Backenzahn, aber es tat ja nicht weh, noch nicht ...

Ich begann, der fremden Zunge alles nachzumachen, so gut ich eben konnte, kam aber häufig durcheinander, und dann hatte ich jedes Mal das Gefühl, die beiden Zungen wären sich im Wege, stießen zusammen, weil trotz der doppelten Anzahl an Mundhöhlen zu wenig Platz war für zwei Zungen. Dann wiederum war mir, als täte es die fremde Zunge absichtlich, stieß also vorsätzlich gegen

meine, der Nähe wegen, ähnlich wie die Fahrzeuge beim Autoscooter auf der Kirmes. Und also suchte ihre Zunge die Nähe meiner Zunge, während diese quasi auf der Flucht und darauf bedacht war, sich zu bewegen, ohne irgendwo anzuecken oder sonst wie auffällig zu werden. Und dazu der kaum kontrollierbare Speichelfluss, ausgelöst von dem Fremdkörper in meinem Mund. Es bedurfte äußerster Achtsamkeit, damit die Spucke in meinem Mund blieb und nicht zwischen unseren Mündern, die keine totale Deckungsgleichheit erzielten, ins Freie gelangte, um dann an meinem oder ihrem Kinn herunterzulaufen. Zeit. Zeit? – Ich hätte verdammt noch mal nicht sagen können, wie lange es gedauert hatte, ehe Hanna ihre Zunge ganz und gar in ihre Mundhöhle zurückbeordnete und sich ihre Lippen von meinen lösten. Ich brachte es gerade noch fertig, meine Zunge rechtzeitig abzukommandieren, damit diese sich nicht noch außerhalb meiner Mundhöhle befand, und sich ein jeder Umstehende – wären denn Leute um uns herumgestanden – halbtot lachen und ausrufen konnte: »Seht mal her, Leute, der Typ da hat seine Zunge heraushängen.«

Das ist es also, dachte ich Sekunden später, als ich die Augen wieder geöffnet hatte, so läuft es ab, das Küssen. Auch wenn ich längst nicht alles vom Regelwerk verstanden hatte, so war ich doch glücklich, dieses Mal selbst dabei gewesen zu sein, konnte ich doch endlich allen Freunden davon erzählen, ohne mir wie ein Lügner vorzukommen. Klar habe ich sie auch geküsst!

Mit Zunge?

Mit Zunge, ist doch logisch. [...]

Siebzehn (Auszüge)

Selbstverwirklichung. Das Hobby zum Beruf machen. Das ist es doch, was wir alle wollen, und es ist auch legitim und weiß Gott nicht egoistisch. Es kotzt mich nur an, wenn die Leute, die es am Ende tatsächlich geschafft haben, so tun, als wenn es das selbstverständlichste auf der Welt wäre. Man schnippt quasi nur mit den Fingern und schon hat man seinen Traumjob. Da war zum Beispiel dieser Mann im Fernsehen. Dunkler Anzug, Krawatte, gescheiteltes Haupthaar, Designerbrille und das ganze übrige Snob-Outfit. Ich bekam nicht richtig mit, wie er zu seinen Millionen gekommen war, hatte den Fernseher erst in dem Moment eingeschaltet, als er schon dabei war, deutlich zu machen, dass er in die oberste Klasse von Reich und Berühmt versetzt worden war. Zur Veranschaulichung langte er tief in die Trickkiste: »Im Prinzip läuft alles ab wie ein Kinderspiel. Nach dem Baukastenprinzip. Man setze vorsichtig Holzklötz auf Holzklötz bis der große Turm steht.«

Sprachlos sah ich mir das im Fernsehen an und dachte an meine kindlichen Versuche mit den Bauklötzen, und dass das eine ganz schön wackelige Angelegenheit war. Wenn jemand im Nebenzimmer die Tür zuschlug, reichte das bisschen Zugluft, und mein Turm fiel ohne Vorwarnung in sich zusammen. Ich wäre also vorsichtig mit diesem Kinderspielgetue, und würde mich hüten zu behaupten, man müsse nur viele Platten kaufen, ein paar Jahre den DJ machen und schon würde irgendwo die eigene Diskothek winken. Ich glaube nicht, dass die Dinge so berechenbar sind. Du kannst ein wandelndes Musiklexikon sein, aber wenn du kein Glück hast, bekommst du nicht ein einziges Mal auch nur die Chance, als DJ zu arbeiten. »Man muss das Glück erzwingen«, sagte der Typ mit den Bauklötzen,

ballte dabei die Hände zur Faust und schlug auf die Tischplatte.

[...]

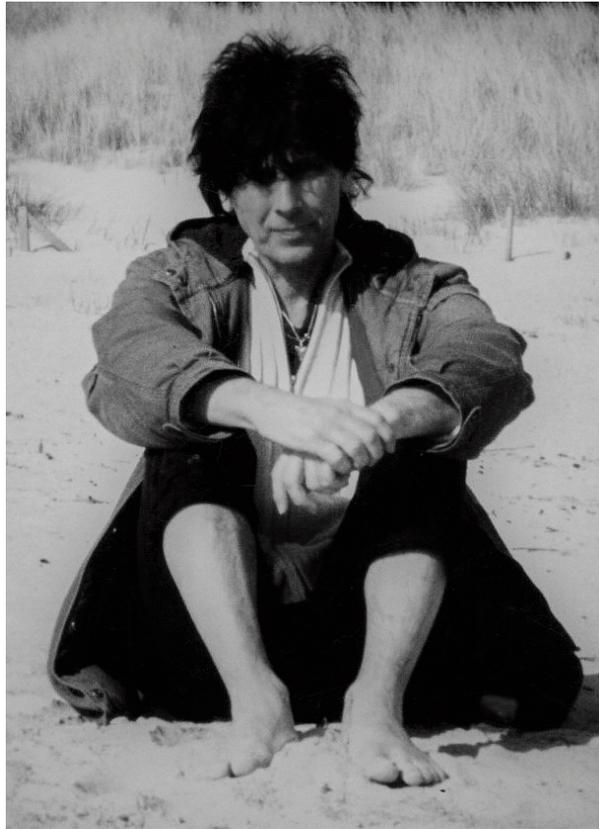
Eine höchst brisante Aufgabe lag vor mir: Ich musste meinen Vater davon überzeugen, für einen Kredit über zwanzigtausend Mark zu bürgen. Ich schwitzte. Stotterte. Brachte die Frage nur mühsam heraus. Aber was soll ich sagen, mein Vater war einverstanden. Keine Ahnung, warum. Er war weder vermögend, noch hielt er etwas von Diskotheken, aber er bürgte für meinen Kredit. Vernünftig wie Väter so sind, knüpfte er seine Unterstützung an die Bedingung, dass ich das Studium ordentlich abschloss und mein Anerkennungs-jahr als Sozialarbeiter beendete. Ich hatte erst ein paar Wochen zuvor eine entsprechende Stelle in der Hagener Drogenberatung angenommen. Kein schlechter Job, aber eben nur ein Job. Die Möglichkeit, in ein Diskothekenprojekt einzusteigen, war etwas komplett anderes. Einfach nicht miteinander zu vergleichen. Gegensätzlich wie Schlagermusik und die Sex Pistols. Ich versprach meinem Vater, das Jahr in der Drogenberatung durchzuhalten. Im Anschluss rief ich Norbert an und sagte, dass er mit mir planen könnte.

[...]

Von Wochenende zu Wochenende, wenn ich von meinem DJ-Podest zur Tanzfläche blickte, sah ich es deutlicher, dieses Vor-und-Zurück in Schwarz, das wie Ebbe und Flut kam und ging, und dann fragte ich mich schon, warum die Zahl der Waver ständig abnahm und stattdessen immer mehr Gruftis kamen, und vor allem, von wem die Gruftis diesen Tanzstil abgekupfert hatten. Keine Ahnung, musste ich mir erst einmal eingestehen, weil ich es so auf Anhieb wirklich nicht wusste. Natürlich war mir

klar, dass es sich bei den Gruftis um eine Art Weiterentwicklung der New Wave- und New Romantic-Szene handelte, deren Fans ebenfalls schwarze Sachen trugen und ihre Haare wie Peter Murphy von Bauhaus oder Robert Smith von The Cure stylten (die Frauen orientierten sich am Outfit der Frontfrau von Siouxsie and The Banshees). Fans eifern ihren Idolen nach, so war es schon bei Elvis, den Beatles, David Bowie und allen Musikern, die zu ihrem Sound auch gleich das passende Styling lieferten. Ungewöhnlich kam mir allerdings vor, dass kein Musiker Mitte der achtziger Jahre gestylt war wie die Gruftis im *Zwischenfall*. Ich kannte jedenfalls nicht einen, dem die Haare seitwärts vom Kopf wegstanden wie ein Tellerrand. Also war das Styling der Gruftis wohl ein absolutes Novum. Sie hatten ihre Bands, soweit es den Schrägheitsfaktor ihres Outfits betraf, längst überholt. Hinzu kam der ungewöhnliche Tanzstil. Der hatte etwas Militärisches, im Gleichschritt Vorwärts Marsch die Tanzfläche runter. Und dann, kurz bevor sie mit der Wand kollidierten, folgte diese eigentümliche Bewegung, eine Mischung aus Hofknicks und Gartenbeetumgraben. Dazu knickten die Gruftis im Knie ein wenig ein, bewegten die Hände vor ihrem Körper auf und ab, als würden sie ihre eigene Gruft ausheben, was natürlich, selbst wenn es möglich gewesen, nur selten gelungen wäre. Dazu waren die Songs zu kurz. Sie schaufelten nur ein einziges Mal, ehe es, noch immer im Gleichschritt, erst einmal wieder zurück zum Ausgangspunkt ging. Im *Zwischenfall* passten etwa acht Gruftis in eine Tanzreihe. Wenn die erste Reihe voll war, wurde eine zweite dicht dahinter aufgebaut und auch eine dritte. Mehr ging nicht im *Zwischenfall*. Für nicht militärische Tänzer war das eine schwierige Zeit. Behaupten konnte sich höchstens hin und wieder einer der Pirouettendreher, der kreisend auf der Stelle tanzte und immer ein Auge darauf hatte, wann die Marschkolonne vor- oder zurückrollte, um sich, wenn es an der Zeit war, geschickt

durchzuschlängeln. Das Grufti-Tanzen sah seltsam aus und brachte immer mehr Leute von der Musik weg. Die Gruftis schaufelten sich tatsächlich im Laufe der Zeit ihr eigenes Grab. [...]



Klaus Märkert 2013.

Zwanzig (Auszüge)

Die ersten Partynächte vergingen in Euphorie. Selten zuvor hatte mir das DJ-Sein derart viel Freude gemacht. Ich war nah dran, an meiner Vorstellung, wie es sein könnte. Hinzu kam, dass ich nicht allein arbeitete, sondern im Wechsel mit DJ Frank, der außerdem mittwochs in der *Zeche* auflegte. Wir ergänzten uns auf eine kreativ-produktive Weise und wechselten im Vierzig-Minuten-Rhythmus.

[...]

Goldene Zeiten!

Doch wie alle glücklichen Momente, blieben es Momente. Vom Frühjahr 1993 änderte die Szene ihre Soundvorlieben, und das hatte in erster Linie zu tun mit dem veränderten Drogenkonsum. Anstelle von *Dope* und *Gras* waren *Ecstasy* und *Speed* getreten und auf *Ecstasy* oder *Speed* wirkte meine bevorzugte *Lurie-Party-Playlist* wie der ungeliebte Soundtrack zum Runterkommen. Vom Sommer 1993 an waren *Ministry* mit ihrem Album *Psalm69* die größten, und es folgten Bands wie die *Revoltin' Cocks*, *KMFDM*, *Sielwolf*, *Schnitt 8* und *Numb* mit ihrem nie enden wollenden Track *Shithammer*. Die synthetische Drogenfraktion hätte auch nichts dagegen gehabt, die Nacht lang *Motörhead* und *Slayer* zu hören. Hauptsache, der Sound folgte dem Motto: tiefer, schneller, breiter ... Das schaffte Probleme für mich. Es lag nicht daran, dass ich diese Bands nicht mochte, es war weit schlimmer: Ich litt unter der brachialen Soundgewalt aus hämmernden Industrial-Beats und Hardcore-Gitarrenläufen. Es brachte meinen Herzschlag durcheinander, trieb meine Pumpe an wie eine auf High-Speed gestellte Herz-Lungen-Maschine, die mir ihren Beat aufzwang. Du bist krank, sagte ich mir, das ist nichts für dich. Und auch

wenn ich sofort ein Quatsch-mit-Soße hinterherschickte, konnte mich das nicht wirklich beruhigen. Dauerte die Phase des brachialen Sounds länger an, weil die Stimmung im Laden danach schrie, stieg in mir die Unruhe, und mit ihr ein körperliches Unwohlsein gepaart mit der Befürchtung, mich gefährlich nahe in den Bereich Re-Infarkt zu bewegen. In diesen Momenten war der Spaßfaktor am DJ-Sein längst auf Minusgrade abgesunken. Als dann in einer Freitagnacht Anfang 1994 der *Fair Sex* Sänger *Myk Jung*, ein über die Jahre lieb gewonnener Gast im Dark-Wave-Disko-Umfeld, mit einer Promo-CD seiner neuen Formation *Testify* ins *Lurie* kam und mich bat, das einmal aufzulegen, ahnte ich nichts Bedrohliches, dachte an Songs wie *Not Now, Not Here* oder *The House Of Unkinds* von den *Fair Sex*, doch *Testify* hämmerten los, als wollten die Musiker den *Psalm70* zelebrieren. Das Verrückte an der Sache, mir war schon klar, dass *Testify* eine gute CD vorgelegt hatten und auch bei der *Psalm69* von *Ministry* handelte es sich objektiv gesehen um eine geniale CD, gleichzeitig aber waren diese Sounds meine ärgsten Feinde während der *Lurie-Party* im Frühjahr 1994. Oftmals hing ich hinter der DJ-Kanzel wie ein angeknockter Boxer im Ring, der sich von Gong zu Gong schleppte. Es gab auch spezielle Gäste, die kurioserweise immer nur zu mir kamen mit ihren *Hardcore-Industrial* Plattenwünschen: Mein Kreislauf tanzte schon ganz ordentlich den Wir-fallen-gleich-tot-um-Tanz während neben mir hinter den Turntables ein Typ stand, der sich *Ministry* wünschte, obwohl bereits in den letzten fünfzehn Minuten nichts anderes gelaufen war. Ich fühlte mich zu schwach für eine Gegenwehr und hatte die *Jesus Built My Hotrod* schon auf den Plattenteller gelegt, als der Typ plötzlich einen Schrei ausstieß. Ich dachte, prima, jetzt ist er dem eigenen Musikgeschmack zum Opfer gefallen, aber er hatte nur in ein blankes Stromkabel gefasst, was sich wohl hinterm DJ-Pult befand. Erinnerungen an die Umbauphase im *Cure*

wurden bei mir wach, während ich gleichzeitig das Gefühl hatte in eine *Dick und Doof*-Filmepisode einzutauchen: Die Haare des Typs standen für den Augenblick des Schreis und noch kurze Zeit später wie frisch geföhnt und gestylt vom Kopf, und ich dachte, schau mal an, *Ministry* wünschen, aber aussehen, als wollte er zu *Gottes Tod* von *Das Ich* tanzen.

Mitte der Neunziger war Schluss. Schluss für mich mit der *Lurie-Party*. Jörg, Tannas und Peewee übernahmen, die waren einfach viel härter. Beinahe gleichzeitig endete mein Streetworker-Job, die Zwei-Jahres-ABM war abgelaufen. Darüber war ich froh. Ich dachte nämlich, es hätte an diesem Job gelegen. Mir war seit einiger Zeit jeden Tag latent schlecht, also nicht kotzschlecht, aber trotzdem. Jetzt war ich den ungeliebten Job los, nicht aber die Übelkeit. Dann musste es wohl mit der Herzkrankheit zu tun haben, dem Herzinfarkt, den ich vor ein paar Jahren gehabt hatte, und weil ich ihn gehabt hatte, war mir nun eben schlecht. Eine Art Spätfolge. Damit lag ich nicht einmal so ganz daneben: Verursacher waren die Tabletten, die ich aufgrund der Herzkrankheit täglich einnehmen musste und davon eine ganz spezielle, die *Aspirin100*. Diese Tablette killte im Laufe der Zeit meine Magenschleimhaut. Das war normal. Hatte mir nur keiner der Ärzte gesagt. Warum auch? Würde ich ja noch früh genug selbst draufkommen. Warum also schon vorher die Pferde scheu machen. Gibt schließlich immer mal wieder den einen Sonderling von Patienten, der sogar Steine verdauen kann. Für alle anderen wirkt die tägliche Dosis *Aspirin*, selbst in kleinen Mengen zerstörerisch, der Säureinhalt zerfrisst. Nicht zuletzt die Magenschleimhaut. Meine Magenschleimhaut. Und wie so ein Unglück häufig selten allein daherkommt, so wurde es in meinem Fall auch eskortiert, und dieser Begleiter war zunächst weit schlimmer:

Mitte des Jahres 1995 befand ich mich in beruflicher Weiterbildung. *Familien- und Sozialtherapie*. Eine interessante Geschichte. Weit interessanter jedenfalls als der Streetworker-Job. Fand ich. Mein Körper wohl nicht. Andererseits: Scheiß was auf die Interpretationsversuche, vielleicht war einfach nur die Zeit gekommen, mich mal wieder so richtig wegzuhauen. Es war so ein Tag im Juni oder Juli, die klingen ja auch fast gleich, diese Monate, was machte es also, wann es genau war? Auf jeden Fall, neblig Wetter und warm dazu, Subtropenwetter. Ich hatte mich krankgemeldet, fühlte mich wie auf halbe Kraft gesetzt und merkte dabei, etwas stimmt hier ganz und gar nicht mit dir und deinem Körper. Ich spazierte recht ziellos durch die Stadt, weil ich dachte, geh mal ruhig durch die Stadt, zu Hause wird's auch nicht besser sein. Trink dir einen Milchkaffee, dachte ich und schleppte mich ins *Café Zürich*. Dort saß ich dann wenig später draußen mit meinem Milchkaffee und dachte: Egal was wird, den trinkst du jetzt erst einmal in aller Ruhe aus. Und so im Sitzen ging's mir auch besser. Ein leichter Schwindel blieb, aber sonst war alles okay. Einerseits. Andererseits wusste ich, dass nicht alles okay war, und wenn ich gedanklich auf diesem Weg weiter voranschritt, dann sah ich schon die Intensivstation um die Ecke winken ... Was soll's, dachte ich, du befindest dich in einer Art Zwischenwelt. Das dachte ich allerdings erst so wirklich, als ich die Frau einen Tisch weiter ansah. Diese Frau rauchte mit Zigarettenspitze und hatte eine Frisur wie in den zwanziger Jahren. Und dann trug sie auch ein Kostüm, wie es wohl zu der Zeit getragen wurde, und ich sah sie also an und dachte, es ist zwar unsinnig, was du jetzt denkst, aber diese Frau ist nicht von hier, also von hier und heute. Sondern eher von hier und gestern, parallel eben und du siehst sie nur, dachte ich, weil du schon beinahe auf der Intensivstation liegst. Ich entwickelte die

Theorie, dass alle vom Tod Bedrohten kurz mal reinschauen durften in eine der Parallelwelten. Ich bekam also aufgrund meines Zustands ein paar Puzzleteile zusätzlich. Und darum sah ich jetzt diese Frau aus den Zwanzigern aus der Parallelwelt. Sie sah gar nicht einmal schlecht aus die Frau aus den zwanziger Jahren, und ich befand mich im Widerspruch zu meinem Zustand durchaus in der Stimmung, sie anzusprechen. Allein die Angst, dass sie dann wie eine Fata Morgana verschwinden würde, hielt mich zurück. Ich nahm mir vor, sie zunächst weiter zu beobachten, zu warten, bis sie bezahlte und ging und ihr vielleicht sogar zu folgen, sollte meine Kraft das zulassen. Die Frau zu beobachten lenkte mich von mir selbst ab. Und sie hatte Sitzfleisch und blieb und blieb. Vielleicht hatten die Menschen in der Zwanziger-Jahre-Parallelwelt auch nicht so viel zu tun am Tag und konnten stundenlang im Café sitzen bleiben. Die Kreislaufstörungen nahmen wieder zu. Darum brach ich mein Experiment ab, bezahlte und ging. Unterwegs zu meinem Fahrzeug schlug mein Herz wie nach einer ordentlichen Line Koks.

Am Abend spielte ich Karten mit ein paar Freunden und direkt nach einem Grand Hand, den ich unkonzentriert in den Sand setzte, wurde die halbe Kraft gleich noch einmal halbiert, und dann gab ich auf und ließ mich ins Krankenhaus fahren. Und richtig, ich kam direkt auf die Intensivstation. Die Diagnose lautete: Thrombus im Herzen. Der Thrombus saß da in einem Aneurysma, das im Bereich der Infarktnarbe entstanden war und wartete darauf, dass er loskonnte, um die Dinge zu tun, die solch ein Thrombus eben tat, zum Beispiel irgendeine wichtige Bluttransportbahn dicht machen. Ergab dann für mich eine Lungenembolie oder einen Schlaganfall.

»Lunge ist in Ihrem Fall naheliegender«, sagte der Stationsarzt. Ich wurde auf Marcumar gesetzt, und man hoffte, den Thrombus damit auflösen zu können. Ich durfte aufs

normale Krankenzimmer, sollte mich aber nicht groß bewegen. Also im Bett bleiben. Es ging mir schlecht, Übelkeit vom frühen Morgen an. Der Chefarzt sagte: »Kein Wunder, wenn Sie sich nicht bewegen, dann kann das ja nichts werden mit Ihnen.«

Ich sollte also ein paarmal am Tag aufstehen und vorsichtig herumgehen. Einen Tag später behauptete der Chefarzt das genaue Gegenteil: »Sind Sie lebensmüde? Sie können sich doch nicht die Haare waschen, Sie müssen im Bett bleiben, der Thrombus könnte sich jederzeit lösen, wenn Sie sich derart bewegen!« Ein irres Spiel. Und ich spielte die Hauptrolle.

Eine komische, eine doofe Hauptrolle!

Ein einziges Mal unternahm der Chefarzt den Versuch, mit mir ein Gespräch zu beginnen. Das war an einem Samstagnachmittag. Ich sähe aus wie *David Copperfield* der Magier, sagte er, und dass dieser *David* nicht nur sehr erfolgreich, sondern auch noch mit der *Claudia Schiffer* liiert wäre. Und als der Chefarzt mich darauf hinwies und mir mit entsprechender Gestik und Mimik, auf so eine bescheuerte Männerkumpel-Art, hinten herum ein Verhältnis mit der *Schiffer* andichten wollte, fühlte ich mich genötigt, das sofort einmal richtigzustellen: »Mir gefällt *Claudia Schiffer* überhaupt nicht, die sieht aus wie eine *Barbie Puppe* mit Hasenzähnen.«

Auf meine Antwort folgte erst einmal Schweigen und nach einer ordentlichen Gesprächspause ein aus der Resignation geborenes: »So, so, Hasenzähne.« Direkt im Anschluss blickte der Chefarzt auf seine Armbanduhr und verabschiedete sich von mir.

Vom darauffolgenden Montag an hatte sich mein Krankheitsbild um eine depressive Verstimmung erweitert. Glücklicherweise zog sich zumindest der Thrombus unter der Marcumar Einwirkung allmählich zurück. Da mir jedoch noch immer den ganzen Tag übel war, wurde als Abschlussuntersuchung eine Magenspiegelung angeordnet.

Schlauch schlucken. Die moderne Behandlungsmethodik setzt auf eine vorherige Schlafspritze.

Das ist für den Patienten deutlich angenehmer, man bekommt von der Untersuchung nichts mit. Mein Magenspiegel-Experte in diesem Krankenhaus war Doktor Holzhammer persönlich. Der vereiste lediglich meinen Rachenraum mit einem Spray und dann ging es los: Schlauch rein in den Mund, vorbei an allen Zähnen und dann die Speiseröhre abwärts Richtung Magen. Ich wurde zur Würgeschlange, nur verkehrt herum. Würgte also in einer Tour und griff gleichzeitig nach dem Arm des Mediziners. Ich wollte ihn hindern, den Schlauch weiter vorzuschieben. Doktor Holzhammer ließ meine Arme am Bett festschnallen. Eine fein grausame Methode. Führte aber auch zum Ziel. Magenschleimhautentzündung lautete seine Diagnose. Nicht weiter schlimm. Keine Zigaretten, keinen Alkohol, wenig Kaffee und Magenschonkost. Zusätzlich verordnete er mir ein Medikament, das in etwa die Durchschlagskraft einer Tasse Kamillentee besaß. In der letzten Nacht vor der Entlassung gab es dann noch als Abschiedsgeschenk ein paar Bazillen vom schniefenden und niesenden Stationsarzt, und so war ich am nächsten Morgen raus aus dem Krankenhaus und doch nicht gesund. Die Magenschleimhautentzündung, die noch abklingen musste, *Marcumar* als Dauermedikament anstelle von *Aspirin100*, diverse weitere Herzmedikamente und infolge der Bronchitis als besondere Zugabe ein Antibiotikum namens *Zitromax*.

»Nur drei von den *Zitromax* Tabletten«, sagte der Hausarzt, »also jeden Morgen eine nach dem Frühstück, dann wird der Infekt spätestens am vierten Tag verschwunden sein.«

Die Bronchitis war tatsächlich nach drei Tagen auf und davon, aber wahrscheinlich nur aus Angst vor den Magengeschwüren, die ich vom dritten Tag an hatte, der eine

kommt der andere geht, frei nach dem *Sparks* Song *This town ain't big enough for both of us*.

Magengeschwüre wie geht das? Das geht so, ging so: Nichts essen. Allein der Gedanke an Nahrung reicht für die ganz große Übelkeit. Mein Magen nahm nichts mehr an bis auf Fencheltee. Mit zwei Kannen Fencheltee am Tag überlebte ich. Gut ging es mir nicht. Dagegen sprachen permanente Kreislaufstörungen, eine lauernde Übelkeit und eine allgemeine Schlappeheit.

Was treibt man den lieben langen Tag mit Magengeschwüren außer Fencheltee trinken? Wie lässt sich die Zeit vertreiben, vom Morgen zum Abend? Lesen, Fernsehen, Musik hören, all das funktionierte nicht mehr, lenkte mich nicht genügend ab. Ich spielte *Pac-Man*. Eine Runde nach der anderen. Sammelte Punkte und ließ mich töten. Immer wieder und wieder.

Nachts träumte ich von den Monstern, die mich verfolgten, und am nächsten Tag ging's weiter mit dem Job: Wir vertreiben uns die Zeit mit Fencheltee trinken und *Pac-Man* spielen. Eine ganze Woche lang. Erstaunlicherweise kam ich nicht ein einziges Mal bis in den letzten Level, ich glaube, nicht einmal in den Vorletzten. Ist überhaupt jemals ein Spieler (mit oder ohne Magengeschwüre) im letzten *Pac-Man* Level angekommen? Wenn ja, was ist da los? Sind die Monster golden? Und was passiert, wenn *Pac-Man* den letzten Level überlebt? Wird *Pac-Man* zum Monster befördert?

Am siebten Tag machte Gott Pause, und ich rief den Notarzt. Die Folge: Eine Woche Krankenhaus. Ich ließ mich jedoch in ein anderes Krankenhaus fahren. Ich wollte nicht noch einmal mit *Claudia Schiffer* in Verbindung gebracht werden.

[...]

Tot sein III (2000)

Ich befinde mich im Haus meiner Eltern. Im Kinderzimmer. Es ist kurz vor Mitternacht. Kein Schlaf kommt über mich. Ich höre Musik über Walkman. *Miracle Of The Rose* von In The Nursery, *Colours und Rain From Heaven* von den Sisterhood, dazu *Timewind* von Klaus Schulze. Was kann da alles passieren und was nicht mit solch einer Musik. In mir. In allen vier Wänden, im Raum. Ich nehme die Stimmung der Nacht und die Musik mit in jeden Raum. Ob sie hineinpassen oder nicht. Und ich bin mit ihnen und Teil von ihnen. An diesem Abend, in dieser Nacht jedoch nicht, wegen all der Dissonanzen, die in mir nicht sind, in den Räumen aber schon ...

Mutters Stimme vor ein oder zwei Stunden, laut wie grell, von der Küche in den Flur geschickt, an allen Raufasertapeten vorbei, am in die Wand eingelassenen Kleiderschrank, der leicht schiefhängenden Garderobe neben der Eingangstür, dem vergilbt weißen Telefonapparat auf dem Tischchen gegenüber, dessen Schnur nie irgendwohin reichte, sodass man bis ins Teenager-Alter gezwungen war, seine Gespräche – und mochten sie noch so intim sein – im Wohnungsflur in unmittelbarer Nähe dieses Tischchens zu führen. Die bescheidene Länge der Schnur sorgte dafür, dass es kaum möglich war, sich aufzurichten beim Telefonat. Und derart niedergebeugt kroch das Gespräch aus einem heraus. Vater war immer als Erster am Telefon, ein durch und durch unfreundlicher Erster. »Welche Linda?«, hatte er mit der Stimmlage einer unfreundlichen Telefonauskunft gefragt.

Ich hatte Linda kurz zuvor erst kennengelernt, sie wollte mich sprechen am Telefon, und meinem Vater kam nichts anderes in den Sinn, als sie mürrisch zu fragen: »Welche Linda?« Gerade so, als wäre es der zehnte Tagesanruf in der Angelegenheit eine Linda möchte Klaus sprechen. Dabei gab es noch kein Facebook, nicht einmal My Space,

nichts, was mir möglich gemacht hätte, gleich mehrere Lindas zu kennen. Ich habe auch später nie wieder eine Linda kennengelernt. In all den Jahren nicht, die noch folgten.

An diesem Abend also, Jahrzehnte nach Lindas Anruf, ging Mutters Stimme durch den Wohnungsflur, von der Küche aus losgeschickt. Laut genug, um hinten im Schlafzimmer anzukommen. Da lag mein Vater auf dem Bett, im Todeskampf, im Sterben. Und die Stimme meiner Mutter, die in der Küche den Abwasch vom Abendbrotgeschirr besorgte und nichts mitbekommen hatte von seinem Zustand, trug donnernd die Worte ihrer Botschaft an sein Bett: »GÜNTER, WAS IST MIT DEM LEBERWURSTBROT?!«

Womöglich erblickte mein Vater schon Umriss dessens, was ihn auf der anderen Seite erwartete, und es galt hier auf Erden nur noch den letzten Zipfel Leben loszulassen, vielleicht untermalt von einem schönen Klang, etwa dem Winter aus Vivaldis Vier Jahreszeiten. Das wäre ein Übergang gewesen. Und nicht die durch den Flur geschmetterte Frage nach dem Verbleib seines nicht aufgegessenen Leberwurstbrot. Es wanderte in den Müll. Später, nachdem der Notarzt da gewesen war und Vaters Tod festgestellt hatte. Es war angebissen, das Brot, und wohl niemand hätte es noch zu Ende essen mögen, nicht einmal der Bestatter, obgleich der schon sehr gierig war. Man hätte es ihm schicken sollen, als eine Art Bonuszahlung ...

Hartz sein (2005)

Der Tag begann mit einem Gähnen. Zwei Tassen Kaffee später befand ich mich draußen vor der Wohnungstür. Auf den Straßen, den Gehwegen. In öffentlichen Verkehrsmitteln. Und erneut auf Gehwegen. Menschen, Autos, Fahrräder. Gucken und gleich wieder weggucken und weiter. Fast schon im Stehschritt. Große Stehschritte. Ich musste beim Amt etwas abgeben. Ein Dokument. Beinahe unwichtig und doch scheinbar so ungemein wichtig. Die Gestalten vor dem Jobcenter sahen aus wie geschickt hindrapierte abschreckende Beispiele. Alle froren. Es war Sibirien. Winter wie Sommer. Kein Gefühl in den Fingern, auch nicht, als ich das Dokument kopierte und in den Briefkasten warf. Vielleicht einen Apfel kaufen zur Belohnung, dachte ich, jetzt gleich im Anschluss, einen roten Apfel kaufen. Vor mir an der Kasse bei Netto stand eine holzgesichtige Frau. Sie hatte ein Pack Batterien und eine Spülbürste aufs Band gelegt. Welch wahnwitzige Zusammenstellung! Was für ein Grund mochte existieren, durch die arktische Kälte zum Supermarkt zu gehen, um eine Spülbürste zu erstehen und dann noch eine batteriebetriebene???

Die Kassiererinnen trugen hellblaue Kittelgewänder mit der Aufschrift Billig Will Ich. Das sind keine Menschen, dachte ich. Menschen anno 2005 würden es ganz gewiss ablehnen, Kittel mit einer solchen Aufschrift zu tragen. Wozu hatte sie getaugt, die Französische Revolution, wie weit hatte ihr Geist uns getragen? Beständig bauten wir ein neues altes Rom.

Spielten Sonne. Gingen auf und gingen unter.
Was machte eigentlich Superman?

Sechs (Auszug)

Im Krankenhaus gibt es keine Extraabteilung für Nachtmenschen. Für alle Patienten beginnt der Tag morgens um sieben. Auf der Intensivstation weckt die diensthabende Schwester in einer Lautstärke, die einen aus dem Schlaf holt, ohne dass man sich erschreckt. Ich bekomme eine Plastikschüssel lauwarmes Wasser, eine eingeschweißte Wegwerfzahnbürste, auf welche die Zahncreme schon aufgetragen ist, dazu Seife und jede Menge Papiertücher. Um halb acht folgt die tägliche Blutabnahme. Kaum einer beherrscht das. Ich hätte zu schwache Venen, sagen die Ärzte. Aber das sagen sie auch zu zig anderen Patienten. Und dann stechen sie daneben. Nicht ohne vorher minutenlang den Arm abgeklopft und desinfiziert zu haben. Man kann sogar sagen, je länger sie deinen Arm befühlen, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Sache daneben geht. Es gibt hier nur einen Oberarzt, der das Blutabnehmen beherrscht. Er trifft die Vene auf Anhieb, und zwar so, dass ich nicht mal was vom Einstich spüre, und das Blut zudem in die Röhrchen fließt und nicht bloß tröpfelt.

»Es ist ganz einfach«, sagt er während er die Nadel in meinen Arm schiebt, »man muss sich nur klarmachen, dass es nicht der eigene Arm ist, in den man sticht.« Zuschauen kann ich bis heute nicht. Auch nicht wenn's so gut funktioniert wie bei diesem Oberarzt. Zum Frühstück gibt's Tabletten. Ich bekomme zwei weiße und eine kleine orangefarbene. Natürlich gibt es auch mittags und abends Tabletten, also zu jeder Mahlzeit. Eine Woche habe ich den Infarkt nun überlebt. Man hat mir erklärt, die meisten Komplikationen würden in den ersten Stunden oder Tagen nach dem Infarkt auftreten. Die größte Gefahr wegen eines dummen Satzes und der damit verbundenen Aufregung einem Re-Infarkt zu erliegen, scheint demnach

gebannt, und so gebe ich das Startzeichen für die Verwandtenbesuche. Alle kommen mit betroffenen Gesichtern und sagen übereinstimmend: »Was machst du denn für Sachen?« Sie schenken mir Ratgeber, die vielversprechende Titel tragen: »Das Leben nach dem Herzinfarkt« oder »Die zweite Chance«. In den Büchern geht's darum, wie man sich nach Krankenhausaufenthalt und anschließender Rehamaßnahmen verhalten soll. Auf Abbildungen sieht man Sechzig- bis Neunzigjährige über Wiesen und durch Wälder spazieren mit gesunden, roten Lebertranbacken und dem immerfort lustigen Gesichtsausdruck von Volksmusikanten. Und dazu scheint jedesmal die Sonne ...

Scheint sie auch für jemanden, der bis zur Stunde X als DJ in einer Independent-Disco gearbeitet hat? Ich meine, welche Droge könnte mich wohl von heute auf morgen in einen nichtrauchenden Wackeldackel-Fan verwandeln.

»Ja mein Gott«, singt die Verwandtschaft im Chor, »wie unglaublich schrecklich das alles. Und das in deinem Alter!« Und dann trinken sie von meinem Stille-Quelle-Wasser, weil die Krankenhausluft so trocken ist. Und während ihre Bäuche trotz des reduzierten Kohlendioxidgehalts glucksende Geräusche machen, fragen sie mich, ob ich denn vorher nichts bemerkt hätte. Noch ehe ich antworten kann, reden sie schon von den Symptomen, die regelmäßig zum Herbst hin in den Fernsehzeitungen aufgelistet sind, dem Brennen hinter dem Brustbein, dem Druckschmerz, der auch zur Schulter oder zum linken Arm ausstrahlen kann.

»Nein«, sage ich in ihre Trink- und Atempause hinein, »vorher war nichts.« Dabei verschweige ich, dass ich gerade in der Zeit kurz vor dem Infarkt manchmal nachts aufgeschreckt war, weil ich das Gefühl hatte, das Kopfkissen wäre mit Tränengas eingesprüht. Ich denke, das hatte auch mehr mit meiner DJ-Tätigkeit im *Zwischenfall* zu

tun: Die Gruftis tragen ständig Gaspistolen oder Gas-sprays mit sich herum, um sich gegen die Naziglatzen zur Wehr zu setzen. Für alle Nazi-Glatzköpfe ist Gruftis-Verhauen zu einer Art Volkssport geworden. Auf alle Fälle kamen die Gruftis mit ihren Taschen, Jacken und Mänteln ins *Zwischenfall* und einige von ihnen legten ihre Sachen hinter der DJ-Kanzel auf den Boden. Die DJ-Kanzel verkam häufig zu einer Art Ersatzgarderobe. Dem Ablegen der Beutel und Jacken wurde nicht immer genügend Achtsamkeit entgegengebracht und so geschah es hin und wieder, dass sich ein Spray selbstständig machte oder auch ein Schuss aus der Gaspistole löste, und ich glaube, ich bin da im Laufe der Zeit sehr empfindlich geworden. Selbst wenn kein Gas ausgeströmt war, glaubte ich bisweilen, es würde nach diesem Zeug riechen. Ich sah dann zu Gregor rüber, dem Lichtjockey: »Riechst du nichts?«

»Was soll ich denn riechen?«

»Gas, es riecht nach Gas!«

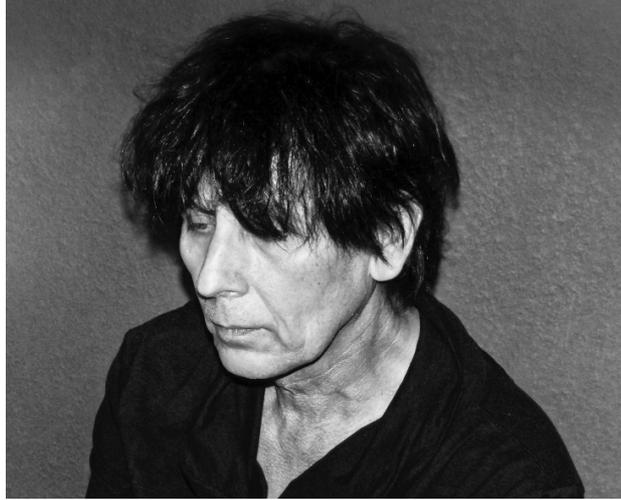
»Meinst du?«

Manchmal beruhigte mich dieser Small Talk, manchmal nicht. Besonders dann nicht, wenn zur gleichen Zeit viele Leute die Treppe zur Kneipe nahmen. Das war für mich ein zusätzliches Indiz, dass die Luft oben gashaltig war. Ich bat Gregor, die nächste Platte abzumischen und bewegte mich vorsichtshalber in Richtung Treppe. Ehe ich zur Kneipe runterlief, machte ich noch einen Moment bei Lisa an der Cocktailtheke Halt. »Ich glaube, jemand hat mit Gas gesprüht!«

»So? Ich rieche nichts.«

Oder Lisa lachte nur: »Klar, Gas.«

[...]



Klaus Märkert 2019.

Neun (Auszug)

Ich bin schon den dritten Sonntag in Folge im Krankenhaus. Es ist ein merkwürdiges Krankenhaus, so viel steht fest. Erst letzte Woche sollte ich eine Spritze bekommen, die für einen Herrn Becker bestimmt war. Die Schwester hatte das Zimmer verwechselt. Hätte ich nicht aufgepasst und mich entsprechend geweigert, die Spritze entgegenzunehmen, dann hätte ich sie anstelle des Herrn Beckers bekommen. Solche Verwechslungsgeschichten passieren hier häufiger, die falsche Spritze, das falsche Medikament, die falsche Dosis. Manchmal denke ich, dass es sich gar nicht um Verwechslungen handelt, sondern Teil eines geheimen Sonderprogramms ist, eine Art Test der Gehirnfunktionen.

An diesem dritten Sonntag um die Mittagszeit macht sich ein Aushilfspfleger an meinem linken Arm zu schaffen. Blutentnahme. Ich halte diese täglichen Entnahmen, die nicht einmal vor dem Wochenende Halt machen, für übertrieben, aber ich lasse es geschehen. Der Typ versucht also, mir Blut abzunehmen, während ich gerade telefoniere. Im linken Arm die Nadel, in der rechten Hand den Telefonhörer. Das Blutabnehmen funktioniert nicht und nachdem der Pfleger zum fünften Mal an der Vene vorbeigezielt hat, verlässt er fluchtartig den Raum, wobei er meinen Arm abgebunden und die Nadel im Arm stecken lässt. Mir wird schlecht. Ich beende das Telefongespräch und schelle nach der Schwester. Die Nadel wird aus der Armbeuge entfernt, aber mein Herz macht inzwischen, was es will, schlägt also völlig unkoordiniert drauflos. Puls und Blutdruck zeigen beunruhigende Werte, und es entsteht hektische Betriebsamkeit um mich herum. Keiner sagt etwas, aber alle machen besorgte Gesichter, und ich werde eiligst auf die Intensivstation verlegt. Mir wird Sauerstoff verabreicht. Davon geht's mir nicht besser. Mein Problem ist nicht die Luftnot. Mein Herz spielt nur verrückt. Es schlägt in einem Tempo, als würde ich bei einem Wettkampf mitmachen. Dann bessert sich mein Zustand für ein paar Augenblicke, ehe der Wettkampf von vorne losgeht. Man kann es am Monitor ablesen und an den Gesichtern der Ärzte und Schwestern, die um mich herumstehen. Keiner der Ärzte gibt Erklärungen ab, sagt was mit mir los ist. Ich glaube, sie haben einfach keine Ahnung. So unglaublich das auch klingen mag, drei Ärzte am Sonntagnachmittag auf der Intensivstation mit einem Patienten, bei dem das Herz verrücktspielt, und keiner hat den Plan. Ich selbst würde mir ein Mittel zur Beruhigung verabreichen. Es ist doch offensichtlich, dass mich die Aktionen des Pflegers aus der Bahn geworfen haben. Davon wissen die Ärzte, die Schwester hat es ihnen erzählt. Aber niemand kommt auf

die Idee, mir ein entsprechendes Medikament zur Beruhigung zu geben. Vielleicht fürchtet man, ich könnte auf der Stelle abhängig werden. Der Einsatz von derartigen Mitteln löst wohl bei vielen Ärzten das Gefühl aus, sich bereits bei der ersten Gabe in einen Dealer zu verwandeln. Jedenfalls wenn sie es Menschen verabreichen, die sagen wir mal die siebzig noch nicht überschritten haben. Ich kann jedenfalls froh sein, dass der Spuk nach einer halben Stunde von selbst vorbei geht, und mein Herz wieder normal schlägt. Die Nacht über muss ich auf der Intensivstation bleiben. Ich schalte das Radio ein, und sie spielen den Song *Homesick* vom neuen Album der Cure.

Herbst sein III (Juli 2012)

Die Oberärztin und die Stationsärztin sind gegangen. Mit meiner Unterschrift unter dem Vertrag. Ich habe mich mit dem Eingriff am nächsten Morgen einverstanden erklärt, dem besonderen Herztest. Und zunächst bin ich tatsächlich erleichtert und sogar ein wenig stolz auf mich, der ich meine Bedenken gegen den Defibrillator so todesmutig vor den Ärztinnen ausgebreitet habe. Die Erleichterung weicht jedoch relativ schnell der Ernüchterung, und in mir entsteht das mulmige Gefühl, ich hätte mich mit meinem Protestgebaren in eine klassische lose-lose-Situation manövriert.

[...]

Am folgenden Morgen liege ich auf einer OP-Bettunterlage, in ein weißes OP-Hemdchen eingekleidet. Um mich herum ist alles grün. Die Oberärztin betäubt die Stelle in der Leistengegend, von der aus der Schlauch eingeführt werden soll, auf dass mein Herz getestet werden kann. Gleich was sie da betäubt hat, es tut saumäßig weh, als sie

versucht, den Schlauch einzuführen, so saumäßig, dass mir kotzübel wird. Man verabreicht mir eine Spritze gegen die Übelkeit, betäubt die Einführstelle erneut, und dann gelangt der Schlauch doch noch in die Blutbahn. Im nächsten Moment, der etwa drei Stunden später stattfindet, befinde ich mich auf der Intensivstation. Ich sei zwischendurch eine Zeit lang tot gewesen, heißt es lapidar. Herzstillstand. Man hätte mich mit einem externen Defibrillator zurückholen müssen, obwohl man zuvor mein Herz nur ein ganz klein wenig geärgert hätte, wäre dieses angeblich sofort stehen geblieben. Der Arzt spricht tatsächlich davon, dass man während des Tests mein Herz ein ganz klein wenig geärgert hätte. Herz ärgere dich nicht, denke ich, und am Ende vom lustigen Krankenhaus-Spielchen komme ich nach Meinung der Spielleiter um die Implantation eines Defibrillators nicht mehr herum. So lautete von vornherein das Krankenhaus-Wunschergebnis. Ist schon klar, denke ich.

[...]

Stimmen III

»Wenn der Defibrillator anspringt und dir einen Schlag verpasst, fliegst du bis zur Tür«, sagt Benno.
»Im Nirwana vielleicht«, sage ich.
»Da gibt es keine Türen«, sagt Benno, und dann warnt er mich vor Mikrofaserbettwäsche.
»Die elektrostatische Aufladung macht es möglich, dass Informationen über dich weitergegeben werden«, sagt er, und dass ich naiv wäre, wenn ich glaube, dass der Defibrillator nur die eine Funktion hätte, mein Herz zu schützen.

»Der Defibrillator kommuniziert mit der Bettwäsche?«, frage ich.
»Überall ist Kommunikation, die Dinge leben auf ihre Weise und über allem wacht Frankenstein«, sagt Benno.

Herbst sein IV (2012) – Auszug

Ich bin entlassen. Aus dem Krankenhaus entlassen. Der Defibrillator wacht in mir. Gut und unheimlich zugleich. Aberwitzige Gedanken kommen mir: Was wohl solch ein Defibrillator wiegen mag? Ich müsste mal auf die Waage und mein Gewicht kontrollieren ...

Die erste Nacht daheim folgt und mit ihr der erste Albtraum: Keine Monster, kein Killer, nicht einmal ein Taschendieb erscheint mir. Es ist weit schlimmer: Das Nichts kommt auf mich zu, das totale, pechschwarze Nichts ist mit einem Mal um mich herum, so fett und unbarmherzig schwarz, so undurchdringlich, dass ich vor Angst begonnen habe zu wimmern. So bist du also tot, denke ich im Traum und wimmere. Und wenn du tot bist, folgere ich, dann passiert eben genau das hier: Es passiert nichts, und es gibt auch nichts zu sehen. Die Schwärze des Todes ist so kolossal endgültig und schluckt alles um dich herum. Schwarze Farbe auf einem Blatt Papier ist lächerlich dagegen ...

Ich reiße die Augen auf. Es ist noch immer dunkel, beruhigenderweise normal dunkel, so dunkel wie es eben nachts in meinem Schlafraum ist. Mein Herz schlägt viel zu schnell. Der Albtraum hat es ordentlich in Schwung gebracht. Hat es angestachelt, schneller zu schlagen. Der Puls rast geradezu. Mein Gott, jeden Augenblick kann der Defibrillator anspringen und zum vernichtend rettenden Schlag ausholen! Ich muss unbedingt zur Ruhe kommen. Ehe die Maschine es bemerkt. Sie ist für immer in mir, ist

ein Teil von mir geworden, aufs Zuschlagen programmiert, und sie schläft nie. Keine Sekunde. Ich werde ihr Gefangener sein für den Rest meines Lebens. Eine Mensch-Maschine. Ein Cyborg. Leuchtend wie Phosphor.

[...]

Neunzehn (Auszüge)

Gleich 18:30 Uhr. Der Sekundenzeiger der Wanduhr in der Eingangshalle des Krankenhauses schiebt sich vorwärts, immer im Kreis herum, ohne Möglichkeit, den Kreis zu verlassen, wie der Hamster im Laufrad, obwohl das ganz etwas anderes ist. Ich meine, das ist ein schiefer Vergleich. Der Hamster kann sein Rad jederzeit verlassen. Dazu gehört nicht viel. Sich nicht mehr bewegen, kein vorwärts mehr. Dann kommt das Rad zum Stillstand, wie ja auch die Uhr stillsteht, wenn der Sekundenzeiger aufhört, sich vorwärts zu schieben. Der Unterschied: Der Hamster kann heraus, der Zeiger nicht. Der Zeiger ist tot, wenn er aufhört, sich zu bewegen. Stillstand ist der Tod für einen Sekundenzeiger. Gut, da gibt es den Uhrmacher. Der fummelt im Uhrwerk herum mit seinen Miniaturzangen und Schraubendrehern und wenn alles gut läuft, bekommt der Zeiger die zweite Chance. Mir wird morgen dieser Schlauch in die Herzkranzgefäße geschoben. Auch nicht schlecht. Ist mir schlecht. Wenn ich an morgen früh denke, durchfluten mich Hitzewellen, eine Art innere Heizung, die ständig anspringt, ohne dass es nötig ist, ich meine, ohne dass mir kalt ist. Vor einer guten halben Stunde habe ich meine Einwilligung zur Herzkatheteruntersuchung gegeben. Während des Abendessens, während ich Pfefferminztee trank und ein Käsebrot aß.

[...]

Die Nachtschwester kommt und geht. Eine grüne, ovale Schlaftablette macht sich gut auf meinem Nachttischchen, obwohl es streng genommen gar kein Nachttischchen ist, das Ding hat Rollen und ist eher eine Mischung aus Kleintisch und Teewagen. Ich bin müde und unruhig, unruhig und müde. Wenn Du jetzt einschläfst, denke ich, ist es quasi schon so weit. Vom Schlaf bekommt man nichts mit, ich meine, man hat absolut kein Zeitempfinden. Auch wenn es schon nach zehn ist, beschließe ich, mit der Einnahme der Schlaftablette noch zu warten. Die innere Heizung springt ein weiteres Mal an, und ich denke, dass es vielleicht wichtig ist, sich etwas vorzunehmen für die Zeit nach dem Krankenhausaufenthalt. So nach dem Motto, wenn du das hinter dir hast, dann ...

Während ich vor mich hin grübele, bewege ich mich vom Bett zum Fenster meines Krankenzimmers. Die Fensterflügel stehen im Neunzig-Grad-Winkel auseinander, und ich beuge meinen Oberkörper hinaus wie alte Leute es tun, mit einem Kissen über dem harten Sims, in der Hoffnung, dass von dort draußen etwas Erbauliches hereindringt. Zwischen gräulichen Häuserfronten, die seitwärts in die Höhe steigen, liegt der Blick frei auf ein viereckiges Stückchen Himmel mit einem Sichelmond und zwei, drei Sternen. Ein sommerlich warmer Juniabend. Unten auf der Straße befindet sich zunächst mal nur eine Bushaltestelle, mit zwei wartenden Fahrgästen. Ein Mann, eine Frau. So wie es von hier oben aussieht, kennen sie sich nicht, obwohl sie beide ein Eis in der Hand halten. Ein Hörncheneis. Von der Eisdiele ist nichts zu sehen, und doch muss es in der Nähe eine Eisdiele geben, denn die Eisportionen besitzen noch annähernd Form und Größe eines frisch getätigten Kaufs. Und wie ich den beiden beim Eisessen zusehe, und registriere, dass der Mann

schneller mit seiner Portion fertig wird, kehren mit einem Mal diese Sinnfragen zu mir zurück, zu denen ich irgendwann komplett den Kontakt verloren hatte: WARUM BIN ICH? WARUM IST ÜBERHAUPT IRGENDWER? WARUM GIBT ES NUR EINE HANDVOLL WIRKLICH GUTER JOBS?

[...]

Ich lege mich aufs Bett und schließe die Augen. Schwarz. Mir wird schwarz vor Augen, was normal ist, wenn man die Augen geschlossen hat. Das schwarze Nichts und doch arbeitet das Gehirn weiter. Befindet sich noch immer bei der Sinnsuche. Und dem was anders werden kann im Danach. Ein Asientrip steht an, mindestens, oder New York im Schnee oder sonst etwas ganz Großes. So ist das nun mal in einer Welt randvoll mit Hollywood-Filmideen. Jeder, der das Krankenhaus nach mehr als sechs Wochen verlässt, ich meine, lebendig verlässt, fliegt wenig später los. Und verkauft die Sache mit dem Slogan »Ich stehe jetzt für eine bewusstere Lebensführung. Jeder folgende Tag sollte wie ein Geschenk erlebt werden.« Und derart mit Tagen beschenkt, gehen alle Genesenden auf Weltreise. Bürospießler, Hausfrauen, Ausgeflippte, verklemmte Vögel, Wahnsinnige und Stinknormale, alle fliegen los mit der Krankheit im Gepäck, aber jeden Atemzug genießend und das komische daran ist: Die Leute besitzen auf einmal alle genug Geld für ihre Supertouren. Ich meine, da ist kein armes Schwein dabei, das von der Stütze lebt und – Krankheit hin oder her – sich verdammt gut überlegen muss, ob die Tasse Kaffee bei Tchibo nicht die gesamte Monatsplanung über den Haufen wirft. Nein, so jemand ist nicht dabei. Die Leute, in den Filmen, den Romanen und diesen Ratgebern ziehen pfeifend und singend durch die Mangrovesümpfe, bleiben unnatürlich lange an Bäumen und Sträuchern stehen, sitzen stundenlang auf

Parkbänken, an denen sie gestern noch achtlos vorbeigerannt wären und sagen den lieben langen Tag lang: »Ach, wie schön.«

Ich beschließe, mir die Haare schwarz zu färben. Richtig extrem. Blauschwarz. Bisher habe ich mich nicht getraut. Ich fürchtete, die unnatürliche Haarfärbung könnte Haarfall auslösen. Als Mann läuft man ohnehin Gefahr, eine Glatze zu kriegen. Also bloß die Finger weg von diesen Färbungskemikalien, die den Haarverlust womöglich noch beschleunigen. Aber scheiß was drauf! Wenn ich einigermassen wiederhergestellt aus dem Krankenhaus komme, werde ich den natürlichen Branton meiner Haare mit einer Ladung Blauschwarz killen. Das mache ich fest mit mir ab. Und dann nehme ich die Schlaf-tablette.

Achtzehn

Es ist Freitag, und es gibt Fisch zu Mittag. Ich bin vorsichtig wegen der Gräten, finde allerdings keine einzige. Meine Lieblingsfischgerichte sind ohnehin Fischstäbchen oder Fischfrikadellen, da kommen keine Gräten vor ...

»Wie lange bist du jetzt hier?«, fragt mich der Stranzki so ganz unauffällig plötzlich. Seit ich mit der Deneuve ein Bier trinken war, duzen wir uns am Tisch. Alle.

Ich halte drei Finger in die Luft. Stranzki deutet meine Gestik richtig. »Drei Wochen, und obwohl du doch der Diskoprofi bist hier in der Runde, warst du freitags noch nicht einmal mit im *Neonlight*, also heute Abend bist du auf jeden Fall dabei«, sagt der Stranzki, ehe er sich eine halbe Kartoffel mit braunen Soßenflecken in den Mund schiebt.

Ich muss wohl kein überzeugtes Gesicht machen, denn es folgt von allen drei Tischnachbarn ein Chorus, ich solle mich nicht so anstellen, kein Frosch sein und so weiter.

Da ich aus bekannten Gründen sowieso kein Frosch sein will, lasse ich mich auf den Wahnsinn ein, mit der einschränkenden Bedingung, dass ich auf keinen Fall tanzen werde im *Neonlight*, also weder allein noch mit Partnerin. Abgemacht. Die Klippe hast du umschiffen, Tanzen zu müssen bei einem mehr oder weniger albernen Disco-Sound. Schlimmeres kann es nicht geben heute Abend, denke ich. Da weiß ich noch nichts vom *Holsteinlied* und den Dingen, die damit einhergehen ...

Wäre die Rehaklinik mitsamt Diskothek in Bayern gewesen, hätte ich mit Derartigem gerechnet, aber hier im Norden? Das *Holsteinlied* und alles was dazu gehört befindet sich so weit außerhalb meiner Vorstellung vom möglichen Soundrepertoire eines DJs, als wäre es gar nicht vorhanden. Und doch ist es das. Ein Alien im Liedgewand. Schon die Zeit des Aufbruchs am Abend ist so gewöhnungsbedürftig wie die gesamte Aktion: Es ist Tagesschau-Time, Punkt zwanzig Uhr, und ich laufe inmitten eines Rudels Rehaklinik-Patienten im *Neonlight* ein.

Wir sind jedoch nicht einmal die ersten Gäste, zu meinem Erstaunen ist der Laden bereits zur Hälfte mit Diskogästen gefüllt. Vielleicht sind diese Leute vom Tanztee am Nachmittag übrig geblieben. In der Frühphase unserer Anwesenheit läuft in etwa der Sound des Schreckens, den ich erwartet habe, *Barry White*, *Abba* und *Smokey*, dazu Songs, die sich anhören, als wären sie von *Peter Maffay*, der auf einem *Tamla Motown* Trip hängen geblieben ist, leicht gruselig jedenfalls.

Ich sitze mit den Leuten von meinem Essenstisch beisammen und noch mit einigen mehr, alles Patienten der Rehaklinik. Ohne eine Absicht in der Richtung geäußert zu haben, bin ich gleich verstrickt in ein kräftezehrendes Anbrüllen gegen den Soundteppich aus Keyboardflächen, stampfenden Beats und austauschbaren Vocals. Es ist wohl das Sozialarbeiterimage, das noch immer an mir haf-

tet und den Leuten – sind sie einmal über die Kennenlernhürde hinweg – einflüstert, dem könnt ihr die Ohren vollquatschen mit allem, was euch bewegt. Immerhin erfahre ich auf diesem Weg, dass mein Tischnachbar Gisbert vierundfünfzig ist und seit ein paar Jahren keinen Sex mehr hat mit seiner Frau. »Das ist auch gut so«, brüllt er, »wir haben es mit Anstand hinter uns gebracht!«

Ich verstehe zunächst »mit Handstand« und bin leicht irritiert, während Gisbert einen ordentlichen Schluck von seinem Bier trinkt, dann aber aufklärend hinzufügt, wenn er daran denken würde, wie sich manch einer aus seinem Freundeskreis nur um den Schein zu wahren, noch immer abmühen würde im Ehebett, da wäre er froh dabei, aus der Nummer raus zu sein. Es kommt mir insgesamt recht absonderlich vor, was der Gisbert da von sich gibt in der Diskothek von Bad S. gegen einundzwanzig Uhr am Freitagabend. Vielleicht liegt es am Sound, oder er verträgt nicht viel Alkohol, denke ich.

Wenig später erklingt das *Holsteinlied*. Sofort wird es absonderlich hoch hundert. Und alle wissen, was zu tun ist.

[...]

Wie auf Verabredung oder besser ein geheimes Kommando werde ich rechts wie links untergehakt, und bin dabei, ob ich will oder nicht. Es wird geschunkelt, dass mir Hören und Sehen vergeht, und manch einer, wenn nicht gar alle am Tisch bis auf mich selbst, singen mit, grölen das Lied von der Sau, die geschlachtet wird und dass Wurst gemacht wird aus der Sau und so weiter. Mir wird rasch speiübel und schwindelig dazu, vom Schunkeln und Dasitzen und dem Gegröle zuhören zu müssen und überhaupt vom Anwesendsein. Die drei Minuten *Holsteinlied* sind für mich wie das persönliche Fegefeuer, und als es vorbei ist, darf ich nicht einmal ins Paradies, und so ziehe ich mich Richtung Toiletten zurück. Ich bin fix und

fertig. Ich habe noch nie geschunkelt. Es ist furchtbar!
Dann muss ich aufstoßen. Und habe plötzlich eine Gräte
im Mund.

Als ich ein paar Minuten später nur mäßig wiederherge-
stellt zurückkehre in den Diskothekenbereich, wird ge-
rade Heidi von hinten an die Schulter gepackt, und da
mache ich mich ganz, ganz klein und verschwinde, so
klein wie ich bin, ehe das *Herzlein* auch noch erscheint
hier im *Neonlight* ...



Klaus Märkert 1965.

The Future

Musik: Black Egg – *Back To Nature*

Nach meinem Tod werde ich wiedergeboren als großer, hellbrauner Teddybär mit schwarzen Augen. Vom Spielzeuggeschäft geht es in ein Kinderzimmer. Zwei Mädchen leben dort, neun Jahre alt, Zwillinge mit Zopffrisuren und Zahnspangen. Ich gehöre jeder nur halb. Erst ist alles gut. Ich liege in der Mitte des Doppelbetts. Vier Hände graben sich zärtlich ins Fell.

Später dann kommt Streit auf unter den Schwestern und bleibt.

An meinen Armen und Beinen wird gerissen. Auch am Kopf.

Heftig und immerzu.

Kein Winterschlaf, der mich schont.

Nachts, wenn die Schwestern schlafen, träume ich vom Moor und wie schön es wäre, dort zu sein, bei den toten Bäumen, den konservierten Leichen und ganz langsam im schwarzen Morast versinken zu können.

Nachwort

Ob ich Stimmen höre? Das kommt häufig vor, vor allem bei der Lektüre der vorliegenden Kurzgeschichten von Klaus Märkert. Vor meinen Augen läuft dann ein Schwarz-Weiß-Film mit Charles Bukowski. Bukowski kann plötzlich Deutsch sprechen, blickt belustigt ins Publikum und trägt mit unerschütterlichem Gleichmut Märkert-Texte vor.

Parallel dazu präsentiert das Kopfkino die NDR-Talk-Show in Dauerschleife. Moderator Hubertus Meyer-Burkhardt stellt die Frage: »Herr Märkert...« – (kurze Pause, genussvolles Grinsen) –, »was muss ich zu mir nehmen, um solch abgedrehte Geschichten schreiben zu können?«

Die Talkshow läuft in HD-Qualität. Gut ausgeleuchtete bunte Studioszene. Nur Klaus Märkert erinnert an das alte Schwarz-Weiß-Fernsehen. Schuhe, Socken, Hose, Hemd, Brille, Haare – alles schwarz! Tiefschwarz sogar. Dazu in starkem Kontrast sein weißes Gesicht. Wie heißt eines seiner Bücher? – DER TAG BRAUCHT DAS LICHT, ICH NICHT.

Hier setzt die Parallel-Ausstrahlung eines dritten Films ein: Die Addams Family. Und ich frage mich, ob das KALTE HÄNDCHEN die »abgedrehten Geschichten« geschrieben hat.

Hubertus Meyer-Burkhardt ist gut auf das Interview vorbereitet. Er weiß, dass es keine Antwort auf seine Frage geben kann. Es sind viele Antworten und er hat sie in den literarischen Selbstauskünften des vorliegenden Lesebuchs gefunden.

Ich wünsche dem geneigten Leser eine vergnügliche Spurensuche.

Kurzbiografie

Klaus Märkert ist Autor, DJ, Rechtswissenschaftler und ehemaliger Drogenberater, Streetworker, Musikredakteur, Schallplattenverkäufer und Taxifahrer. Er war Mitbegründer der legendären Dark-Wave-Disco *Zwischenfall* und ist Schöpfer des *Nachthumors*.

Geboren 1953 in Gelsenkirchen, hat er den Großteil seines Lebens in Bochum verbracht. Klaus Märkert tritt häufig als Gastautor oder auch Mitgestalter diverser Lesebühnen in Erscheinung.

www.klaus-maerkert.de
nachthumor@outlook.de

Bibliografie

Hab Sonne, Leipzig 2009, Edition PaperONE, Ruhrgebiets-Szene-Roman, autobiografisch, 2. erweiterte Auflage Hagen im März 2014, Eisenhut Verlag

Ich bin dann mal tot, Köln 2010, Muschelverlag, ShortStories, gemeinsames Projekt mit dem Essener Autor Myk Jung, Storys aus der frühen »Schementhemen«-Phase *Der Tag braucht das Licht, ich nicht*, Leipzig 2011, Edition PaperOne, 16 Short-Storys, Nachthumor

Requiem für Pac-Man, Leipzig 2011, Edition PaperONE, autobiografischer Roman, 2. erweiterte Auflage Hagen im Februar 2013, Eisenhut Verlag

Schlagt sie tot in den Wäldern, Hagen 2013, Eisenhut Verlag, 20 Short-Storys, Nachthumor

Schatten voraus, Hamm 2016, eygennutz Verlag, Kurzroman, Nachthumor

Wie wir leuchten im Dunkeln geben wir so verdammt gute Ziele ab, autobiografischer Roman Hamm 2017, eygennutz Verlag

Der Tag braucht das Licht ich nicht 3.0 Best Of Nachthumor I (Kompilation), Storys, Leipzig 2018, Edition Outbird/Telescope Verlag

Das Besondere kommt noch, autobiografischer Roman bzw. Erzählband, Leipzig 2019, Edition Outbird/Telescope Verlag.

Daneben einige Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften (zuletzt April 2020 in der Literaturzeitschrift *Drecksack*), zum Beispiel im Short-Story-Buch aus dem Jahre 2009 der legendären Leseshow »Fett und Kursiv«, des Kölner Wohnzimmertheaters.

Textnachweise

Buchrückseite, *Säbel im Rücken, Bonnie ohne Kleid*, in: *Ich bin dann mal tot*, Muschel Verlag, Köln, 2010 – *Gänseblümchen, togetreten, Fremde Wäsche, S.I.S, Catwoman im Wartezimmer, Clockwork Red, Schizophren um zehn, Stella Alpha, Last Christmas, Warten auf Jill, Blaue Regenwürmer, Nature's Revenge*, in: *Schlagt sie tot in den Wäldern*, Eisenhut Verlag Silvia Stohr-Wimbauer, Hagen-Berchum, 2013 – *Das Schreiben und das Lesen 6, The Past, Mysteriös 3, The Future*, in: *Das Besondere kommt noch*, Edition Outbird, 2019 – *Kind sein – tot sein, Kind sein III (1966), Crazy thing called love, Tot sein III (2000), Hartz sein (2005), Herbst sein III (Juli 2012), Stimmen III, Herbst sein IV (2012)*, in: *Wie wir leuchten im Dunkeln, geben wir verdammt gute Ziele ab*, eygennutz Verlag, Hamm, 2017 – *Achtzehn, Sechs, Neun, Neunzehn*, in: *Hab Sonne*, Eisenhut Verlag Silvia Stohr-Wimbauer, Hagen-Berchum, 2014 – *Zwanzig, Achtzehn*, in: *Requiem für Pac-Man*, Edition PaperOne, Leipzig, 2013.

Bildnachweise

Sämtliche Fotos: Privatbesitz Klaus Märkert. Bildbearbeitung Karl-Heinz Gajewsky.

Dank

an Maximiliane Spieß für ihr Korrektorat.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolph Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 95).